

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Brasilianische Legenden

**von deutschsprachigen Einwanderern und ihren Nachkommen
geschaffen oder ins Deutsche übersetzt**

Lendas brasileiras

**Criadas ou traduzidas para o alemão
por imigrantes de língua alemã e seus descendentes**

2022

Celeste Ribeiro-de-Sousa leitet das Forschungsprojekt LIBEA – deutschsprachige brasilianische Literatur. On line.

Celeste Ribeiro-de-Sousa coordena o projeto de pesquisa LIBEA – Literatura brasileira de expressão alemã. On line.

Zitieren/ como citar:

Ribeiro-de-Sousa, Celeste (Organisation und Vorwort). *Brasilianische Legenden – Lendas Brasileiras*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2022.

Ribeiro-de-Sousa, Celeste (organização e prefácio). *Brasilianische Legenden – Lendas Brasileiras*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2022.

ISBN: 978-85-64168-18-3

Inhaltsverzeichnis - Sumário

Vorwort: Auf der Suche nach der brasilianischen Seele	005
Prefácio: À procura da alma brasileira	010
Legenden/lendas	
<i>Der Sohn der Sonne</i> (O filho do sol) Alfred Reitz	016
<i>Die Rache der Lacaia</i> (A vingança da lacraia) Alfred Reitz	021
<i>O bem paga-se com bem?</i> (Wird Gut mit Gut bezahlt?) Anna Brockes	028
<i>Der Blinde und der Lahme</i> (O cego e o coxo) Anna Brockes	033
<i>Cabe ou não cabe?</i> (Paßt es oder paßt es nicht?) Anna Brockes	036
<i>Termiten und Klapperschlange</i> (Os cupins e a cascavel) Anna Brockes	038
<i>Wie Tio João ein Zauberer wurde</i> (Como o Tio João virou feiticeiro) Anna Brockes	041
<i>Gevatter Teufel</i> (Padrinho diabo) Anna Brockes	045
<i>Die beiden Blinden</i> (Os dois cegos) Anna Brockes	049
<i>Das schwarze Hirtenbübelein</i> (O negrinho do pastoreio) Charlotte Wollermann Fischer	052
<i>Der böse Blick</i> (O mau olhado) Charlotte Wollermann Fischer	063
<i>Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte</i> (O papai Noel conta um caso) Charlotte Wollermann Fischer	072

Das Fest im Himmel (A festa no céu)

Hilda Siri 080

Geschichten um den Caboclo (Histórias de caboclo)

Juanita Schmalenberg Bezner 083

Der Sacy (O saci)

Juanita Schmalenberg Bezner 085

Der Araponga und der Jaguar (A araponga e o jaguar)

Martin Fischer 089

Ymambuí. Die „Tochter des Wassers“ (Imambuí. “A filha da água“)

Martin Fischer 091

Der Tapuio und die Sucuri (O tapuio e a sucuri)

Martin Fischer 104

*Die Edelsteinsucher. Ein Märchen vom Curupira (Os caçadores de pedras preciosas
Um conto sobre o curupira)*

Wilhelm Wustrow 107

Vorwort

Auf der Suche nach der brasilianischen Seele

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Wie es im Webinar (youtube) “Preservação de memória literária do Brasil de língua alemã” (Bewahrung des literarischen Gedächtnisses des deutschsprachigen Brasiliens) angegeben wird, besonders im Vortrag “O ontem e o hoje: a parte alemã da literatura brasileira” (Vergangenheit und Gegenwart: der deutsche Teil der brasilianischen Literatur”,

[... beginnen] die deutschsprachigen Einwanderer in den Kolonien Brasiliens, nach dem Aufbau physischer Existenzgrundlagen, [...] bald, sich um die Bewahrung ihrer Zugehörigkeitsbindungen zu sorgen, das heißt, um die Gründung von [...] Zeitungen, Jahrbüchern und Kalendern. Die Zeitungen, Jahrbücher und Kalender fördern neben den Nachrichten über das praktische Leben in den Kolonien auch die Kultur und in diesem Bereich sichern sie Raum für Dichtung (Poesie und Prosa). Die deutschsprachigen Einwanderer haben Verstand für die unersetzliche Funktion der Literatur nicht nur bei Wissenserwerb und -bewahrung sondern auch beim Schutz des sozialen und psychischen Gleichgewichts der Siedler, die in ihrer überwiegenden Mehrheit lesen können. Literarische Texte wirken als Spiegel, in denen sich die Gruppe gespiegelt erkennt und sich auf diese Weise als Gruppe versteht, was ihr Zusammenhalt und Sicherheit bietet. Am Anfang waren es Texte aus der kanonischen Literatur deutscher Sprache, auch aus der brasilianischen Literatur, die ins Deutsche von denselben Einwanderern und später auch von ihren Nachkommen übersetzt wurden (ein Gegenstand, der immer noch auf Forschung wartet).

In der Tat, neben dem Kapitel "Folclore brasileiro" (Brasilianische Folklore) des Buches *A narrativa literária no Anuário do Correio Serrano após 1948: temas* (Die literarischen Erzählungen im *Serra-Post Kalender* nach 1948: Themen) (USP, 1980) und dem Kapitel “Da potencialidade da literatura brasileira de expressão alemã” (Vom Potential der deutschsprachigen brasilianischen Literatur) des Buches *75 anos de alemão na USP* (75 Jahre Deutsch an der USP) (online), gibt es keine Nachrichten über diesen Gegenstand der Übersetzungen von brasilianischer Literatur, die von deutschsprachigen Einwanderern und ihren Nachkommen in Brasilien durchgeführt und veröffentlicht wurde.

Unter den erwähnten vorhandenen Übersetzungen fokussieren einige das Feld der brasilianischen Legenden (und Ähnliches), ob sie einfach übersetzt oder neu erstellt werden. Damit würden die Übersetzer/Schriftsteller nach Wegen suchen, die die Seele des brasilianischen Volkes zeigten - in ihren Aberglauben, Legenden, naiven Fabelwesen, scharfsinnigen Geschichten, Mythen, die im Umgang mit dem Land und den Indianern entstanden oder von anderen Orten verpflanzt wurden -, um es verstehen und mit ihm effektiven Kontakt herstellen zu können.

Das Wort Legende kommt aus dem mittelalterlichen Latein und bedeutet "das, was gelesen werden muss". Am Anfang handelten sie vom Leben der Heiligen; meist wurden sie in den Speisesälen der Klöster bei den Mahlzeiten erzählt/gelesen. Im Laufe der Zeit begannen sie, auch Helden, Schurken und gewöhnliche Menschen zu umfassen, und damit starteten sie, die populäre Einbildung d. h. die völkische Phantasie zu bewohnen.

Gewiss beziehen sich Legenden auf das kollektive Gedächtnis eines Volkes und auf den Aufbau seiner Identität. Erinnern wir uns an die Legende der Iracema, die als Gründungsmythos des brasilianischen Wesens (Brasilianität) betrachtet wird, eine Legende, die von José de Alencar 1865 gedichtet und veröffentlicht wurde.

Das kollektive Gedächtnis, ein Begriff des französischen Soziologen Maurice Halbwachs, führt zur Gestaltung und Stabilisierung bestimmter bedeutender Erfahrungen zurück, die von einer Gruppe gelebt wurden, welche nun von Generation zu Generation mündlich oder schriftlich neu erlebt/erzählt werden. Oder in den Worten des französischen Historikers Pierre Nora „[kommen] die Erinnerung oder die Ensemble der Erinnerungen, ob bewußt oder nicht, aus einer Erfahrung, die von einer Gemeinschaft erlebt und/oder mythifiziert wurde, deren Identität das Gefühl der Vergangenheit enthält.“¹

Legenden (und Ähnliches), neben Unterhaltung, sind also auch Träger des kollektiven Gedächtnisses: sie verbreiten religiöse Erfahrungen, moralische Verhaltensweisen sowie verschiedene Phantasien, Ängste, Zweifel, Missverständnisse. Mit anderen Worten: sie vermitteln das gemeinsame Wissen einer bestimmten Gruppe.

¹ Im Originaltext: «le souvenir ou l'ensemble de souvenirs, conscients ou non, [provient] d'une expérience vécue et/ou mythifiée par une collectivité vivante de l'identité dans laquelle le sentiment du passé fait partie intégrante ». Nora, Pierre Nora. Mémoire collective. In : Le Goff, Jacques (Hrg.). *La nouvelle histoire*. Paris: Retz, 1978, S. 398.

Die Legenden (und Ähnliches), die in diesem Buch vorkommen, decken verschiedene Themen ab.

Zum Beispiel Alfred Reitz gestaltet im Text *Der Sohn der Sonne* den Gründungsmythos des brasilianischen Wesens aber von einem eigenen Gesichtspunkt aus. Seine Erzählung hat wenig mit José de Alencars *Iracema* gemein, nur die Hauptlinien. Diese Legende des Bundesstaates Ceará, die Alfred Reitz dichtet, handelt von der Verbindung zwischen einem weissen Mann (einem Portugiesen), dem wahren Helden, und einer Indianerin, was dem Text eine eurozentrische Perspektive verleiht. Vom selben Autor stammt die Erzählung *Die Rache der Lacaia*, die Aberglaube über Schlangen illustriert.

Von Anna Brockes, Fritz Müllers Tochter, werden hier sieben interessante Erzählungen präsentiert, die mit dem Aufbau von Horizonten „muffiger“ Moral beginnen und sich mit dem Abbau derselben Moral auf der Grundlage von Naturgesetzen entwickeln, Naturgesetzen, die roh und gewaltig sind. Zum Beispiel, die Fabel in deutscher Sprache, aber mit Titel auf Portugiesisch, *O bem paga-se com bem?* (Wird Gut mit Gut bezahlt?) befragt und umkehrt inmitten der brasilianischen Landschaft das im Titel vorgestellte Sprichwort mit moralischem Appell. Die Erzählung *Der Blinde und der Lahme*, ebenfalls von Anna Brockes, zeigt durch Aberglauben, dass niemand angesichts großer Schwierigkeiten solidarisch ist, dass die Belastungen den Menschen nur zwingen, sich zu überwinden, wenn er nicht sterben will. Von der selben Schriftstellerin, *Cabe ou não cabe* (Paßt es oder paßt es nicht?), in deutscher Sprache, aber auch mit dem Titel auf Portugiesisch, offenbart durch eine riesige Schlange, eine Sucuri, dass Gott keine Wunder bewirkt. In der Fabel *Termiten und Klapperschlange* hebt Anna Brockes inmitten der brasilianischen Natur das Verhalten hervor, das im Sprichwort „wenn du den Feind nicht schlagen kannst, schließ dich ihm an“ enthalten ist. In der Erzählung *Wie Tio João ein Zauberer wurde*, thematisiert die Autorin die Güte als unnatürliche Tugend, die im Inneren Brasiliens mit Schwachsinn verwechselt wird. Im Text *Gevatter Teufel* setzt Anna Brockes in einer Version von dem „Pakt mit dem Teufel“ die Aberglaube des brasilianischen Volkes wieder auf die Tagesordnung. In der Erzählung *Die beiden Blinden* bringt die Schriftstellerin zwei angeblich blinde Figuren zur Welt, die vor der Tür der Zentralkirche eines brasilianischen Städtchens in Goiás um Almosen bitten und vor Angst vor Geistern umkommen.

Das schwarze Hirtenbübelein ist eine bekannte Legende vom Bundesstaat Rio Grande do Sul, die Charlotte Wollermann Fischer als Rahmen- und Binnenerzählung auf Deutsch neu verfasst und erklärt. Theme der Legende ist die Aberglaube der brasilianischen Sklavenzeit und zugleich ihre Realität. Von derselben Autorin ist der Text *Der böse Blick*, der eine Übersetzung eines Auszuges aus Barbosa Lessas Buch *O boi das aspás de ouro* (Der Ochse mit goldenen Hörnern) ist und auch von Aberglauben handelt. Im Text *Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte* präsentiert Charlotte Wollermann Fischer ebenfalls eine Übersetzung eines Auszugs von Barbosa Lessas Buch *O papai Noel conta um caso* (Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte), in dem die Figur des Weihnachtsmannes die Gestaltung eines „Menschen wie uns“ annimmt, der mit dem Erzähler interagiert und ihm seine Sorgen und Freuden bekannt macht. Wenn einerseits das mythologische Wesen und seine Fantasieaura zerstört werden, bringt andererseits seine Identifizierung mit dem Erzähler/Leser Annäherung und Zärtlichkeit.

Das Fest im Himmel ist eine von Hilda Siri geschaffene Übersetzung der brasilianischen Fabel *A festa no céu*, die Luís da Câmara Cascudo gesammelt und gedichtet hat. Es handelt sich um die fantastische Erklärung für die Dicke der Froschhaut.

Die Erzählung *Geschichten um den Caboblo* von Juanita Schmalenberg Bezner ist eine Übersetzung vom Text „O caboclo, o padre e o estudante“ (Der Caboclo, der Priester und der Student), der im Gustavo Barrosos Buch *Ao som da viola* (Bei der Musik der Gitarre) vorkommt. Dieser kurze Text hebt die Klugheit des „caboclo“ (des echten Brasilianers) hervor. Doch die Geschichte *Der Sacy*, ebenfalls von Schmalenberg Bezner auf Deutsch verfasst, ist eine Wiederherstellung einer brasilianischen Legende, welche aus den indianischen Völkern der Missionen im Süden stammt, eine Legende, die auch Monteiro Lobato gedichtet hat. Der Sacy ist eine phantastische Figur mit schwarzer Hautfarbe und nur einem Bein. Normalerweise erscheint er mit einer Pfeife im Mund und einer roten Kappe, mit deren Hilfe er jederzeit auftauchen oder verschwinden kann.

Die Legende *Der Araponga und der Jaguar* wird von Martin Fischer verfasst und erklärt. Durch eine Wette zwischen den beiden brasilianischen Tieren gilt das Sprichwort „Wer langsam geht, kommt weit“. *Ymembuí. Die „Tochter des Wassers“*, vom gleichen Schriftsteller, ist auch eine brasilianische Legende des Südens. Fischer erzählt sie nach und kontextualisiert sie auch. Im Zentrum der Handlung steht die Leidenschaft und der Kampf zwischen zwei verschiedenen Kulturen: der der Indianerin und der des

Kolonisatoren. Ebenfalls von Martin Fischer ist *Der Tapuio und die Sucuri* die Übersetzung eines kurzen Auszuges aus José Veríssimos Erzählung *O crime do tapuio* (Das Verbrechen des Tapuio), in der die Beweglichkeit und Geschicklichkeit des Indianers die rohe Kraft einer riesigen Sucuri-Schlange im Amazonas-Fluß besiegt.

Die Edelsteinsucher. Ein Märchen vom Curupira (Os caçadores de pedras preciosas. Um conto sobre o curupira), von Wilhelm Wustrow geschrieben, thematisiert die Prospektion von Gold und Edelsteinen im Bundesstaat Goiás als eine Art des Überlebens von elenden Menschen, die angesichts der Armut und der Dringlichkeit der Nahrung „erblinden“. Deshalb fallen sie in die Hände des „Curupira“, einer fantastischen Figur, die die Wälder Brasiliens schützt.

Gewiss besteht der Mensch nicht nur aus physischem Körper, Zuneigungen, Vernunft und Geist. Er besteht auch aus Geschichten, die sprachlich von ihm gewebt und verteilt werden. Sie registrieren nicht nur die Erinnerungen an die Art und Weise des Wesens der Personen, sondern auch einer Gruppe, von Gruppen, d. h. die Erinnerungen an ihre Identität, die sicherlich Echo in anderen Geschichten von anderen Menschen, von anderen Gruppen finden. Es sind Erinnerungen, die Wurzeln hervorrufen, aber zugleich Raum für gegenwärtige und zukünftige Annäherungen, für Verständigungen, für immer bereichernden Austausch öffnen. Es sind Erinnerungen, die Unterschiede, Rivalitäten, Feindschaften mildern können.

Wie Aleida Assmann im Buch *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* betont, gehört die Erinnerung nicht nur Individuen, die sich ihr anschließen, sondern auch Kulturen, die sie durch ihre Legenden bewahren und damit ihrer Identität Materialität verleihen.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Prefácio

À procura da alma brasileira

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Como está dito no webinar (youtube) “Preservação de memória literária do Brasil de língua alemã”, especificamente na fala “O ontem e o hoje: a parte alemã da literatura brasileira”,

[...] as colônias formadas pelos imigrantes de língua alemã, depois da construção dos meios de subsistência física, [...] logo começam a preocupar-se com a manutenção de laços de pertença, quer dizer, com a fundação de [...] jornais e de anuários. Os jornais e os anuários, para além das notícias sobre a vida prática nas colônias, investem também em cultura e, neste campo, abrem espaço para a poesia e para a narrativa. Percebem a função insubstituível da literatura na aquisição e manutenção do conhecimento, no equilíbrio social e psíquico dos colonos, quase todos alfabetizados. Os textos literários funcionam como espelhos em que o grupo se vê refletido e se reconhece como grupo, o que oferece coesão e segurança. No começo, eram textos provenientes da literatura canônica de língua alemã, também de literatura brasileira traduzida para o alemão (assunto por pesquisar). [...]

De fato, além do capítulo “Folclore brasileiro” da dissertação de mestrado *A narrativa literária no Anuário do Correio Serrano após 1948: temas* (USP, 1980) e do capítulo “Da potencialidade da literatura brasileira de expressão alemã”, do livro *75 anos de alemão na USP* (on line), não há notícia de que este assunto das traduções da literatura brasileira, realizadas e publicadas por imigrantes de língua e seus descendentes no Brasil, tenha sido examinado a fundo.

Entre as muitas traduções existentes, algumas focam o campo das lendas e congêneres, quer sejam elas apenas traduzidas quer sejam recriadas. Os tradutores/escritores estariam em busca de caminhos para identificar e entender a alma do povo brasileiro em suas crendices, superstições, lendas, fábulas ingênuas, histórias sagazes, mitos formados em trato com a terra e os índios ou transplantados de outros lugares, para com ela estabelecer contato eficaz.

A palavra lenda provém do latim medieval e significa “aquilo que deve ser lido”. No começo tratavam da vida de santos, geralmente contadas/lidas nos refeitórios dos mosteiros à hora das refeições. Com o correr do tempo passaram a englobar heróis e vilões, e indivíduos comuns, que passaram a habitar o imaginário popular.

Com efeito, lendas e congêneres remetem à memória coletiva de um povo e à construção de sua identidade. Lembremo-nos da lenda de Iracema, considerada mito fundador da brasilidade, poetizada e publicada por José de Alencar em 1865. A memória coletiva, termo criado pelo sociólogo francês Maurice Halbwachs, remete à conformação e estabilização de determinadas experiências significativas vividas por um grupo, as quais passam a ser revividas/contadas oralmente de geração em geração. Ou, nas palavras do historiador francês Pierre Nora, “a memória ou o conjunto de memórias, conscientes ou não, [provêm] de uma experiência vivida e/ou mitificada por uma comunidade vivente, de cuja identidade o sentimento do passado é parte integrante”.² As lendas e seus congêneres, além de narrativas de entretenimento, são veículos de memória coletiva: propagam experiências religiosas, comportamentos morais, além de fantasias várias, medos, dúvidas, incompreensões; em outras palavras: transmitem conhecimentos comuns a um determinado grupo.

As lendas e congêneres presentes neste livro abarcam diferentes assuntos.

Por exemplo, Alfred Reitz, em *Der Sohn der Sonne* (O filho do sol), recria o mito fundador da brasilidade; porém sua narrativa tem pouco em comum com a narrativa *Iracema*, de José de Alencar, além das linhas mestras. Esta lenda do Estado do Ceará, recriada por Reitz no “casamento” entre homem branco e mulher indígena, destaca o homem português numa perspectiva eurocêntrica. Do mesmo autor é a narrativa *Die Rache der Lacraia* (A vingança da lacraia), que ilustra superstições brasileiras com ofídios.

De Anna Brockes, filha de Fritz Müller, são apresentadas sete narrativas interessantíssimas, que começam por construir horizontes de moralidade “piegas” e evoluem com a desconstrução dessa mesma moralidade com base em leis da natureza, que é crua e violenta. Por exemplo, a fábula em língua alemã, mas com o título em

² No original: «le souvenir ou l'ensemble de souvenirs, conscients ou non, [provient] d'une expérience vécue et/ou mythifiée par une collectivité vivante de l'identité dans laquelle le sentiment du passé fait partie intégrante ». Nora, Pierre Nora. *Mémoire collective*. In : Le Goff, Jacques (org.). *La nouvelle histoire*. Paris: Retz, 1978, p. 398.

português, *O bem paga-se com bem?* (Wird Gut mit Gut bezahlt?) questiona e inverte, em paisagem brasileira, o ditado popular expresso no título, voltado ao campo da moral. A narrativa *Der Blinde und der Lahme* (O cego e o coxo), também de Anna Brockes, mostra em meio a credices que, diante de grandes dificuldades, ninguém é solidário e isto obriga o indivíduo a superar-se se não quiser morrer. Da mesma escritora, *Cabe ou não cabe* (Paßt es oder paßt es nicht?), em língua alemã, mas com o título em português, simplesmente revela através de uma sucuri que Deus não faz milagres. Na fábula *Termiten und Klapperschlange* (Os cupins e a cascavel), Anna Brockes põe em evidência o comportamento expresso no ditado “se você não consegue vencer o inimigo, junte-se a ele”, também presente na natureza brasileira. Na narrativa *Wie Tio João ein Zauberer wurde* (Como o Tio João virou feiticeiro), a autora volta a tematizar a bondade como uma virtude não natural, que se confunde com imbecilidade no interior do Brasil. Em *Gevatter Teufel* (Padrinho diabo), Anna Brockes coloca em pauta as credices do povo brasileiro numa versão de “pacto com o diabo”. Na narrativa *Os dois cegos* (Die beiden Blinden), a escritora traz à baila duas criaturas supostamente cegas, que pedem esmola na porta da igreja matriz de uma cidadezinha brasileira de Goiás e morrem de medo de fantasmas.

Das schwarze Hirtenbübelein (O negrinho do pastoreio) é uma conhecida lenda do Rio Grande do Sul, que Charlotte Wollermann Fischer recria e contextualiza na forma de narrativa encaixante e narrativa encaixada, registrando para a posteridade credices do tempo da escravidão e, ao mesmo tempo, sua realidade. Da mesma autora, o texto *Der böse Blick* (O mau olhar), tradução de um trecho do livro *O boi das aspas de ouro*, de Barbosa Lessa, trata de superstições. Em *Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte* (O papai Noel conta um caso), também Barbosa Lessa, Charlotte Wollermann Fischer apresenta a tradução de um trecho do livro mencionado, em que a figura do Papai Noel toma forma de “gente como a gente”, interage com o narrador, contando-lhe suas tristezas e alegrias. Se, por um lado, a mitológica criatura e sua aura de fantasia são destruídas, por outro, a sua identificação com o leitor traz aproximação e ternura.

Das Fest im Himmel (A festa no céu) é uma tradução feita por Hilda Siri da fábula recolhida e poetizada por Luís da Câmara Cascudo em torno da explicação fantástica para a espessura da pele do sapo.

A narrativa *Geschichten um den Cabolo* (Histórias de caboclo), de Juanita Schmalenberg Bezner, é uma tradução da história “O caboclo, o padre e o estudante”, presente no livro *Ao som da viola*, de Gustavo Barroso. O pequeno texto realça a esperteza do caboclo (“genuíno” nativo brasileiro) em relação ao padre e ao estudante. Já a história *Der Sacy* (O saci), também da autoria de Schmalenberg Bezner, é uma recriação contextualizada de uma lenda brasileira, oriunda das populações indígenas das Missões, a que Monteiro Lobato também deu forma. O saci é uma figura fantástica, de pele preta e uma só perna. Em geral, surge com um cachimbo na boca e uma capa vermelha, que lhe dá poderes para aparecer e desaparecer.

A lenda *Der Araponga und der Jaguar* (A araponga e o jaguar) é recriada, contextualizada e explicada por Martin Fischer. Nela, através de uma aposta entre os dois animais brasileiros, ilustra-se o ditado “devagar (e com esperteza) se vai ao longe”. *Ymembuí. Die „Tochter des Wassers“* (Imembuí. “A filha da água”, do mesmo escritor, é também uma lenda brasileira do sul, recontada e contextualizada: no centro da trama está a paixão e o choque de culturas entre uma índia e um branco colonizador. Também de Martin Fischer, *Der Tapuio und die Sucuri* (O tapuio e a sucuri) é a tradução de um pequeno trecho da narrativa de José Veríssimo “O crime do tapuio”, em que a agilidade e a destreza do índio derrota a força bruta de uma enorme sucuri num rio da Amazônia.

Die Edelsteinsucher. Ein Märchen vom Curupira (Os caçadores de pedras preciosas. Um conto sobre o curupira), de autoria de Wilhelm Wustrow, tematiza o garimpo de ouro e pedras preciosas no Estado de Goiás como forma de subsistência das pessoas miseráveis, que ficando cegas diante da pobreza e da urgência do sustento, acabam por sucumbir à ação do curupira, uma figura fantástica que protege as florestas.

Com certeza, os seres humanos não são constituídos apenas de corpo físico, de afetos, de razão e intelecto. Eles criam e possuem histórias, histórias que são compartilhadas e entretidas, e que registram a memória dos jeitos de ser não só de pessoas, mas de um grupo, de grupos, a memória de sua identidade, que certamente encontra eco em outras histórias de outros sujeitos, de outros grupos e que, enquanto conformam origens, também abrem espaço para aproximações presentes e futuras, para entendimentos e trocas sempre enriquecedores, abrandando diferenças, rivalidades, inimizades. Conforme Aleida Assmann aponta no livro *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (Espaços da Recordação: Formas

Celeste Ribeiro-de-Sousa

e Transformações da Memória Cultural), a memória não é propriedade apenas de indivíduos, que se agregam em tornam dela, mas também de culturas, que a preservam através de suas lendas e, assim, emprestam materialidade à sua identidade.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Brasilianische Legenden
Lendas brasileiras

Der Sohn der Sonne

Alfred Reitz

Noch hatte keines weissen Mannes Fuss jenes sagenhafte Land betreten, das sich alter Kunde nach, weit draussen aus den blauen Wassern des Atlantik erheben sollte. Und doch lebte in den Seefahrern der iberischen Halbinsel der Glaube an eine neue Welt. Immer wieder richteten sich ihre Augen auf die unendlich scheinende Weite des Ozeans, dessen Wasser, nach einem allgemein verbreiteten Glauben ihrer Zeit, am Ende der Welt in einer ungeheuren Tiefe verschwanden. Die Angst, von diesem Strudel verschlungen zu werden, hielt auch die kühnsten unter den Seefahrern immer wieder ab, sich dem Ende des Ozeans zu naehern. Sie kehrten unverrichteter Dinge zurueck, wenn sie nicht fuer immer verschollen blieben. Aber das Gefuehl, genaehrt durch eine sagenhafte Tradition, trieb kuehne Maenner immer wieder in die unendliche Weite des Ozeans. Die Anzeichen, dass dort eine neue Welt liegen muesste, mehrten sich, wenn sich ihrer auch oftmals die Phantasie bemaechtigte und sie auf ihre Weise deutete.

Als die Portugiesen zum ersten Mal die Azorischen Inseln betraten, fanden sie auf einer dieser Inseln eine riesenhafte Figur aus Granit. Ihre ausgestreckten Arme wiesen nach Westen, als wollten sie einen Weg anzeigen. Die Wogen des Atlantik spuelten eines Tages die Leichen zweier Männer auf den Strand einer der Azoren, die weder der europaeischen noch der afrikanischen Rasse angehörten. Von der Existenz rotfarbiger Menschen hatte die alte Welt noch keine Kunde.

Ein Schiff etwas seltsamer Bauart, halb Karavelle, halb Kauffahrteischiff, lief eines Tages in einen Hafen der portugiesischen Kueste ein. Vom Norden kommend, hatte es in stürmischer Fahrt die Biscaya durchquert, bei der es hart auf hart hergegangen war.

----- 0 -----

Maechtige, zyklophenhaft getuermte Klippen schuetzen das Land gegen das Meer. Vor ihnen dehnt sich leuchtend der Strand. In gewaltiger Duenung rollten die Wellen den Strand hinauf und zerspruehten, weisse Gischt hochschleudernd, an den Klippen. Noch hatte sich das Meer von dem gestrigen Sturme nicht beruhigt.

Eine grosse, kraeftige Maedchengestalt stand am Ufer. Kupferfarben leuchtete ihr Koerper in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Ein Band hielt die langen schwarzen Haare zusammen und verkuendete, dass sie noch Maedchen war. Hier, in der schuetzenden Bucht, verlor das wilde Meer seine Staerke. Das Maedchen loeste den aus Palmfibergewebe gefertigten Schurz. Mit einem hellen Schrei warf sie sich in die anlaufende Welle und liess sich auf deren Ruecken ins Meer hinaustragen. Gewandt tauchte sie unter, kam prustend empor und liess sich wieder an den Strand tragen. Sie wiederholte das Spiel, bis eine weitlaufende Woge sie hoch den Strand hinaufwarf. Sie schuettelte sich und haschte noch im letzten Augenblick ihren Schurz, den das Wasser mit fortzunehmen drohte. Schon im Begriff den Heimweg anzutreten, wurde ihr Blick durch ein seltsames Bild gefesselt.

Ein langes, rundes Holz hatten die Wellen auf den Strand geschwemmt. Es schien ihr, es muesse ein Mensch sein, der es umklammert hielt. Federnden Schrittes lief sie hinzu, um betroffen zurueckzuprallen. War das ein Mensch? – Aber die Neugier trieb sie, naeher und naeher zu treten, bis sie, jedes Furchtgefuehl ueberwindend, dicht bei ihm stand und ihn mit steigender Verwunderung betrachtete. Aus den Strahlen der Sonne schien sein Haar gesponnen, seine Haut war klar wie das Licht des vollen Mondes. Eine lange Wunde klaffte auf seiner Stirn. Rotes Blut rieselte aus ihr, er lebte. Jetzt schlug er die Augen auf. Verwundert betrachtete er das rotbraune Maedchen, das sich ueber ihn beugte. Vielleicht dachte er, dass es ein Traumbild war. Seine Augen schlossen sich wieder.

Laufend eilte Iracema zum Dorf, das dicht am Strande im Walde lag. Die Maenner kamen eilends herbei und trugen den weissen Mann in die Huette ihres Vaters, des Haeuptlings der Manáus. Als Piay, der Zauberer und Mediziner des Stammes, kam, um den Fremdling zu schauen, fand er ihn bei Bewusstsein auf einem Fellager liegen. Neben ihm kniete Iracema und stillte mit Kraeutern das Bluten seiner Stirnwunde.

„Der Sohn der Sonne“, wie die Manás den Fremdling nannten, war der einzige Ueberlebende des Schiffes, das in der Sturmnacht an den Klippen zerschellt war. Ein Orkan hatte die Entdeckung einer neuen Welt vereitelt. Schnell erholte sich der Fremde unter Iracemas hingebender Pflege, und bald sahen ihn die zur Jagd ziehenden Krieger unter dem Mamauranabaume vor der Haeuptlingshütte sitzen. Neben ihm flocht Iracema an einer Matte. Von Zeit zu Zeit griff sie in die neben ihr stehende Schildkroetenschale und reichte ihm ein dunkelgruenes, glaenzendes Blatt. Er kaute es und spie es wieder aus, wie die Haeuptlingstochter es ihm gezeigt hatte. Eine belebende Wirkung ging von diesen Blaettern aus. Und seine blassen Wangen bekamen allmaehlich Farbe, das dunkle Blau seiner Augen wurde lebhafter.

Missguenstige Blicke waren es, mit denen die jungen Krieger die beiden betrachteten. Hoffte doch ein jeder von ihnen, die Tochter des Haeuptlings zu gewinnen, um spaeter selbst einmal Stammeshauptling zu werden. Am missgünstigsten war Isahan, der Sohn des Zauberers, der nach dem Haeuptling der maechtigste Mann des Stammes war. Isahan klagte dem Vater, der „Sohn der Sonne“ muesse die Haeuptlingstochter verzaubert haben. Sie gaebe ihm die Blaetter des Kolaribaumes zu kauen und sammelte fuer ihn die Fruechte des Waldes. Piay versprach dem Sohne zu helfen.

Nach Sonnenuntergang rief dumpfer Trommelwirbel die Maenner zur Beratung. In weitem Kreise hockten sie um das Feuer, das unter dem Mamauranabaum brannte. Kuerbisschalen mit dem aus Carú hergestellten, leicht berauschenden Getraenk machten die Runde. Auf einem erhoehten Sitz sass Jagoarary, der Haeuptling der Manás. Ein breiter Guertel, dicht besetzt mit den Zaehnen erschlagener Feinde, schmueckte seine Hueften. Neben ihm kauerte seine Tochter Iracema, die als Erbin der Haeuptlingswuerde unter den Kriegern Sitz und Stimme hatte. Duester blickten ihre Augen, sie wusste, was diese Versammlung zu bedeuten hatte. Es ging um den „Sohn der Sonne“, sein Schicksal sollte heute entschieden werden. Nicht, dass ihm ein Leid bevorstand. Seine Person war geheiligt, die Goetter hatten ihn gesandt, und kein Manáu wuerde es wagen, Hand an ihn zu legen. Aber der verschlagene Piay hatte einen anderen Weg ersonnen, um den Fremdling von Iracema zu entfernen. Im Stamme der Manás bestand die Einrichtung, dass fuer die Witwen des Stammes ein Gemahl ernannt wurde,

der verpflichtet war, in ihren Familien Ordnung zu halten und deren Gebieter zu sein. Dafür war er von den gemeinsamen Arbeiten, sowie von der Teilnahme an Kriegs- und Jagdzügen befreit und wurde vom Stamm unterhalten. Am Tage zuvor, als Iracema den Fremdling am Strande gefunden, war der Gemahl der Witwe gestorben. Noch hatte der Stamm keinen Nachfolger gewählt.

Der Zauberer erschien als letzter zu der Versammlung. Hinter ihm die sechs Witwen des Stammes, die sich in einiger Entfernung auf den Boden kauerten. Der Zauberer trug sein Anliegen vor: Die Witwen des Stammes verlangten den „Sohn der Sonne“ als ihren Gemahl, die Krieger moegen entscheiden.

Iracema richtete sich auf. Zornig funkelten ihre Augen den gefuerchteten und verschlagenen Zauberer an.

„Aus dir spricht Ahanga, der boese Geist. Nicht den Witwen wurde der ‚Sohn der Sonne‘ gesandt; Tupan, der gute Geist, sandte ihn mir. Ich war es, die ihn fand. Wenn Tupan er anders gewollt, so haette er die Witwen ihn finden lassen.“

Schweigend blickten die Krieger auf den Häuptling, der zu entscheiden hatte. Nach kurzem Nachdenken wandte er sich zur Tochter: „Rufe ihn her, er moege waehlen“. Beifallsgemurmeln der Krieger begleitete den Entscheid.

Von Iracema gefuehrt, betrat der Fremdling den Kreis. Um Haupteslaenge ueberragte er die Krieger der Manáus. Bis auf die Schultern wallte ihm das blonde Haar, ein roetlicher Bart bedeckte seine Wangen. Seine Stirnwunde war verheilt, nur ein blutrotes Mal war geblieben. Iracema war es, die ihm durch eine beredte Zeichensprache verstaendlich zu machen versuchte, was man von ihm verlange. Sie nahm ihn bei der Hand und fuehrte ihn zu den Witwen, die sich bei seinem Nahen der Laenge nach auf den Boden warfen. Dann wies sie auf sich und warf sich vor ihm nieder. Der Fremdling begriff, er sollte waehlen zwischen den Witwen und Iracema. Er ergriff die Häuptlingstochter bei den Armen und zog sie zu sich empor. Jagoarary nickte gelassen, er war mit der Wahl einverstanden.

Da erhob sich der Zauberer und redete. Wenn der Fremdling ein Gesandter der Goetter sei, dann moege er den schwarzen Jaguar töten, dem schon viele Krieger des Stammes zum Opfer gefallen waeren. Nur ein tapferer Krieger koenne Haeuptling der Manáus werden. Ein Murneln der Herumsitzenden zollte den Worten des Zauberers Beifall. Der schwarze Jaguar! Keiner der Krieger hatte mit den primitiven Waffen das

gefuechtete Raubtier bisher erlegen koennen. Die es versucht, waren dabei ums Leben gekommen.

Wieder war es Iracema, die dem Fremdling das Verlangen der Versammlung verstaendlich machte. Aus der Huette holte sie ein Jaguarfell, die Waffen ihres Vaters, beides legte sie vor ihn hin. Sie wies auf den Wald, brummte und fauchte wie eine Katze, ergriff die Steinaxt und machte Gebaerde des Toetens. Der Fremdling begriff, was von ihm verlangt wurde. Zweifelnd wog er die leichte Steinaxt in der Hand, pruefte den Bogen, mit dem er nicht viel anzufangen wusste. Dann gab er durch ein Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen.

Andern Tages sah man ihn damit beschaeftigt, von dem zerbrochenen Mast, der ihn aus Land getragen hatte, die Eisenteile abzuloesen. Eine Woche brauchte er dazu, um aus einem dieser Eisenstuecke eine lange Speerklinge zu schmieden. Von fuehn Kriegern begleitet, begab er sich auf die Faehrte des schwarzen Jaguars. Tag um Tag verging, dann kamen sie zurueck. An einer langen Stange trugen zwei Krieger das Fell des schwarzen Jaguars, der, vom Speerstoss des „Sohnes der Sonne“ getroffen, sein Leben hatte lassen muessen....

Ein Jahr spaeter sass Iracema unter dem bluetenbedeckten Mamauranabaume und wiegte in ihren Armen einen hellfarbenen Knaben: den ersten Brasilianer.

Deutsche Quellen:

- Reitz, Alfredo. Der Sohn der Sonne. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1949, S. 203-207.
- Reitz, Alfredo. Der Sohn der Sonne. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Alfred Reitz (1886-1951): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2006. On line.

Em português:

- Reitz, Alfredo. O filho do sol. Trad. Karola Zimber. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Alfred Reitz (1886-1951): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2006. On line.

Die Rache der Lacaia

Alfredo Reitz

Eine drueckende Hitze, die den Schweiss aus allen Poren trieb, liess die beiden Reiter die Lederhemden oeffnen. Auf einem kaum sichtbaren Pfade zogen sie dahin, sich lediglich auf den Instinkt der Tiere verlassend, dass sie nicht vom Pfade abwichen. Um sie herum die fahle grau-gruene Dämmerung des Urwaldes. Zwei Packtiere, denen an den Seiten grosse Ledertaschen schwer bepackt herabgingen, folgten ihnen in kurzer Entfernung. Hier, tief im Inneren des Landes war es noetig Lederkleidung zu tragen, jedes, auch noch so feste Zeug wuerde von den Dornbueschen, die den Pfad umsaeumten, bald in Fetzen gerissen sein.

Der Wald lichtete sich, ein Stueck tiefblauer Himmel wurde sichtbar, und dieses Blau spiegelte sich in einem dunklen Wasser. Der eine der Reiter, er mochte wohl kaum die Haelfte der Lebensjahre seines Gefaehrten zaehlen, hielt ploetzlich sein Pferd an. Mit der Rechten wies er auf den Tuempel: „Dort, Henrique, ein schwarzer Schwan.“

Der Angeredete hob den Kopf. Auf dem dunklen Wasser zog mit langsamen Bewegungen ein langer, gebogener Hals mit einem spitzen Kopfe dahin. Henriques Augen weiteten sich ploetzlich, sein braun gebranntes Gesicht schien erblasst. „Das ist die Taya, die schwarze Schlange. Wen sie ansieht, der ist verloren. Schnell fort, Norberto!“

„Pah, hab Dich nicht so! Unglueck, verloren...! Du lebst schon zu lange im Walde und glaubst an die Maerchen der Caboclos.“

Er zog den Revolver, ein Schuss peitschte durch die Luft. Nicht weit von dem seltsamen Tiere spritzte das Wasser auf. Nun geschah etwas Schreckenerregendes. Der lange Hals des Tieres blähte sich zu einer riesigen Blase auf, ueber der eine spitze Zunge hervorschoss. Der Kopf drehte sich nach dem Schuetzen, ueber Mannesgroesse stieg senkrecht ein Schlangenleib aus dem Wasser, - dann verschwand das Tier.

„Bist Du wahnsinnig, auf die Taya zu schiessen?“ grollte Henrique. „Nun steht uns ein Unglueck bevor. Das ist sicher.“

„Pah Unglück!“ Mitleidig sah Norberto seinen Gefaehrten an. Bis ueber den Hals steckte Henrique doch voll Caboclo-Aberglauben! Mit leichtem Schenkeldruck setzte er sein Pferd in einen Schunkeltrab um die Tragtiere einzuholen. Und als wolle er sich ueber den aberglaeubischen Gefaehrten lustig machen, fing er an zu traellern:

Bianca, ach wie heiss sind Deine roten Lippen;
Bianca, ganze Naechte moechte ich an ihnen nippen...

Finsterer wurde Henriques Gesicht. „Besinge nur Deine Biancas! Wo sind heute die vielen Fuenfhundertmilreis-Noten, die ich Dir vor drei Monaten als Deinen Anteil an der letztjaehrigen Schlangenjagd uebergab? Durch die Haende der verschiedenen Biancas sind sie gegangen. Der Himmel mag wissen, wo sie heute sind!“ „War sonst ein brauchbarer Bursche, der Norberto, der beste von allen, die er waehrend seiner Taetigkeit als Schlangenjaeger als Gefaehrten gehabt hatte. Kannte keine Furcht und war geschmeidig wie das Wild, das sie jagten. Sicher war sein Blick, im Halbdunkel des Waldes erspaehte er jede Schlange und ebenso sicher war seine Hand. Er brachte es fertig, auf die Schlange zu treten und mit der Gabel ihren Kopf niederzuhalten. Ein Schlangenjaeger, wie kaum ein besserer in ganz Brasilien zu finden war. Nur leichtsinnig, bodenlos leichtsinnig, sobald er wieder den Asphalt der Grosstadt unter seinen Fuessen fuehlte. Im vorigen Jahre war es die Rua 25 de Maio, in diesem die Bôca Oitava an der Praia gewesen, die in zwei Monaten den Arbeitsertrag von neun arbeitsreichen und entbehrungsvollen Monaten verschlungen hatten. Diesmal schien er es ganz besonders schlimm getrieben zu haben. Als er Norberto zur Reise in das Innere abholte, musste er ihn in der Pension erst ausloesen. Schulden. Und er sah noch immer das fettige Grinsen der schwammigen Pensionsmutter, mit dem sie die beiden Contoscheine in der Tasche ihres mit Fettflecken besaeten Morgenrocks verschwinden liess, und die gemachte Liebenswuerdigkeit, mit der sie Norberto einlud nach seiner Rueckkehr aus dem Inneren wieder ihre Pension zu beehren. Er war froh gewesen, als er mit Norberto im Zuge sass, der sie in das Innere von Goyaz brachte, und der schwuele Dunst, die parfuemierte Treibhausluft des Lasters und die Unsauberkeit der Bôca hinter ihm lagen. Nicht einen Tag haette er es dort ausgehalten. -

Die Schlangenjagd liess sich in diesem Jahre schlecht an, die Ausbeute blieb gering. Henrique fluchte und schwur, daran sei nur Norberto schuld, weil er auf die Taya geschossen habe. Norberto lachte ihn aus, Stuss! es hiess eben bessere Jagdgründe aufsuchen! Und so brachen sie fast alle drei, vier Tage ihr Zelt ab, um immer tiefer in das Innere des fast unbewohnten Landes einzudringen. Nur einmal war Norberto mit einem Tragtier zur naechsten Station geritten, um die erbeuteten Haeute an die amerikanische Gesellschaft in Rio zu verfrachten. Im vorigen Jahre waren es um die gleiche Zeit schon vier Lasten gewesen. Henrique wetterte, nicht die Reisekosten bekaemen sie heraus, wenn es so weiterginge.

Mit dem Beziehen des letzten Lagerplatzes schien es sich zu aendern. Weithin war der Waldboden mit Salsaparilha bedeckt, jenem Liliengewaechs, dessen staerkehaltige Wurzeln den Waldmauesen als Nahrung dienen. Wo die Salsaparilha ueppig gedeiht, gibt es viel Maeuse, und wo es von Maeusen wimmelt, da fehlen die Schlangen nicht. Das wusste jeder Schlangenzaeger. Nun gab es kein stundenlanges Herumlaufen mehr, bis sie eine Schlange zu Gesicht bekamen. Auf Schritt und Tritt piepsten die Maeuse, und durch das dichte Blaetterwerk der Salsaparilha glitten lautlos die geschmeidigen Leiber der Schlangen und ueberraschten die unvorsichtigen Nager.

Nun war Norberto in seinem Element. Kaum erhellte die Sonne den Wald zu einem fahlen Halbdunkel, da war er schon auf der Jagd. An den blossen Fuessen dicke Wollsocken, ein Bambustab, drei eiserne Gabeln, ein altes, zugeschliffenes Rasiermesser, ein Rucksack mit einigen Bambusstuecken zum Aufrollen der Haeute, das war die ganze Ausruestung.

Jedes Geraeusch vermeidend, puerschte Norberto durch den Wald. Die dicken Socken verhinderten die Erschuetterung des Bodens, vor der die Schlangen fliehen. Die ungiftigen schnell, die mit Giftzaehnen bewaffneten langsamer. Nur paerende Schlangen scheinen dagegen taub.

Die Augen spaehen nach allen Seiten, bleiben an einer kaum wahrnehmbaren Bewegung des Blaetterwerks haften. Der Gabelstock hebt sich, ein Sprung nach vorn und er heftet am Boden etwas fest. Nun wirbelt dieses Etwas durch die Luft, das sich bei den schnellen Bewegungen kaum unterscheiden laesst. Es ist der Koerper der durch die Klammer am Boden festgehaltenen Schlange. Norberto drueckt die Gabel tiefer in den Boden und zieht den Bambusstock heraus. Die Bewegungen der am Atmen gehinderten

Schlange werden matter. Eine zweite Gabel presst die Mitte ihres Leibes auf den Boden, die dritte verhaftet den Schwanz. Nun geht es schnell. Mit einem Ruck wird die Schlange straff gezogen. Ein Kreisschnitt, dicht hinter den gefaehrlichen Kiefern, trennt die Haut vom Kopfe. Den Kopf zusammenpressend dreht Norberto die Kobra auf den Ruecken. Tueckisch funkeln die stechenden Augen, vergeblich bemueht sich das Tier, den Rachen zu oeffnen. Ein Schnitt, der gut und gern bis in die Eingeweide geht, trennt die Haut der Laenge nach auf. Mit verzweifellem Aufbaeumen sucht sich die toedlich verletzte Schlange von den Klammern zu befreien, vergeblich, eine Wendung befoerdert sie wieder auf den Bauch. Mit einer durch viele Uebung erworbenen Geschicklichkeit beginnt Norberto, die Schlange ihrer schillernden Haut zu entledigen. Hier und da hilft er durch Klopfen mit einem Bambusstoeckchen nach. Aufgerollt verschwindet die Haut im Rucksack. Norberto entfernt die Gabeln, steckt eine an den langen Stock und laesst hinter sich einen enthaeuteten Schlangenkoerper, dessen hilflose Bewegungen anzeigen, dass in ihm noch Leben ist; oft noch viele Stunden. –

Sie mussten sich tüchtig dazuhalten, wenn sie die am Vormittag erbeuteten Häute bis zum Abend sachgemaess praepariert und an den Baeumen zum Trocknen aufgespannt haben wollten. Die Rollen mit trockenen Haeuten mehrten sich zusehends, dieser Jagdrund schien unerschoepflich.

Vor dem Zelt sitzend, war Norberto gerade dabei eine Haut abzuschaben, als sein aeusserst scharfes Ohr ein immer staerker werdendes Klappern und wuetendes Zischen vernahm. Auch Henrique hoerte es. „Lass das“, sagte er, als er sah, dass Norberto nach den Socken und dem Fangstock griff. „Paarende Cobras ... Kein Schlangenjäger jagt sie, wenn er nicht sicher ist, beide zu bekommen. Und das ist er nie. Mach lieber, dass wir die Haeute gespannt bekommen.“

„Noch genug Zeit.“ Lautlos verschwand Norberto in der Richtung, aus der das Klappern immer staerker klang. Ploetzlich hoerte es auf. Eine Weile danach kam Norberto zurueck. Triumphierend schwang er eine breite, gut ueber zwei Meter lange Haut, goldbraun mit schwarzen und silbernen Streifen. „Lacraia d'ouro“ nannten die Caboclos diese Cobra; wegen ihrer wie Lack glaezenden Haut.

„Das ist das Maennchen.... Und die andere?“ erkundigte sich Henrique, gleichmütig die Haut betrachtend.

„Entkommen, weg wie ein Schatten.“

„Schlimm“, murmelte Henrique. „Die geht nicht fort von hier. Behalte die Haut fuer Dich. Ich will nichts damit zu tun haben. Kannst Deiner Bianca ein Paar Schuhe daraus machen lassen...“

Noch in der gleichen Nacht trat ein Wettersturz ein, wie er in diesen Breitengraden haeufig ist. Es regnete, als sei der Himmel eine riesige Brause. Die beiden Maenner waren in das Zelt gebannt und vertrieben die Zeit mit Kartenspiel. Henrique ging nach den Tieren sehen, die er unter einer riesigen Catanghara versammelt fand, deren dichtes Blaetterdach Schutz gegen den noch immer niederrauschenden Regen bot. Mit verdrossenem Gesicht kam er zurueck. „Die lauert herum, die Lacraia. Kaum zwei Schritt vom Zelt entfernt, stiess ich auf sie.“

Norberto brach seinen Gesang von der heisslippigen Bianca ab. „Sie soll sich hueten, mir unter den Fangstock zu kommen. Sobald der Regen aufhoert, kann sie meine Bekanntschaft machen, wenn sie darauf erpicht ist.“

War doch ein Angstmeier, dieser Henrique. Im Regen schlug er die Zeltpfloetze fester in den Boden ein, schuettelte einen Erdwall um den unteren Rand des Zeltes auf. Nur widerwillig kam Norberto der Aufforderung nach, ihm dabei zu helfen. Sorgfaeltig verschnuerte Henrique vor dem Schlafengehen den Zelteingang. Keine Maus wuerde sich durchzwaengen koennen. Stickend heiss wurde es im Zelt.

Es mochte kurz vor Mitternacht sein, als sich Henrique von dem Laublager erhob und die Latte anzuendete. „Was gibt's“, erkundigte sich Norberto schlaftrunken.

...“Steh auf ... Hoerst Du nicht“, herrschte ihn Henrique an. Es war kein Zweifel moeglich, draussen an der Zeltwand suchte eine Schlange einen Eingang. Bald hier, bald dort, dazwischen stiess sie ein verlangendes Klappern aus. Bewegungslos standen die beiden Maenner, die Fangstoecke in den Haenden, in der Mitte des Zeltes. Norberts Gabel fuhr ploetzlich auf eine Stelle der Zeltwand, die sich von aussen eindruckte. Nichts, die Schlange schien sich zu entfernen, aber die Maenner erwarteten stehend den Morgen.

Der Regen liess nach. Norberto streifte die Socken ueber, ergriff den Fangstock und suchte die naechste Umgebung des Zeltes ab. Mittags, als er sich zum Essen einfand, warf er beilaeufig hin. „Dreimal habe ich sie gesehen, aber wie der Blitz war sie verschwunden.“

„Morgen brechen wir hier ab und verlegen das Lager“, entschied Henrique.

„Du bist verrueckt ... Wegen dem Biest. Ich weiss jetzt, wo sie herkommt. Sie liegt unter einer gefallenen Canella. Dort werde ich aufpassen. Heute noch bekomme ich sie, oder ich haeute im Leben keine Schlange mehr ab.“

Henrique sah die aufgewickelten Haeute durch. An einer Ecke des Zelt es Regen eingedrungen. Jetzt meinte er seinen Namen rufen zu hoeren. Er legte die Rolle fort. „Henrique ...“ Der Ruf war ein Brüllen, Todesangst sprach aus ihm. Hastig griff Henrique nach dem Fangstock, stiess das Waldmesser in die Scheide und stuerzte fort.

Bei der gestuerzten Canella fand er Norberto an einem Baum gelehnt. Um seine Beine peitschte der muskuloese Koerper einer Lacroia. Seine Haende umklammerten den Kopf der Cobra, die sich in seinen Oberschenkel verbissen hatte. Henrique musste ihr das Waldmesser zwischen die Kiefer schieben, um sie aufzubrechen. Dann zerschmetterte ein Hieb den Schaedel der Schlange.

Wie ein Trunkener wankte Norberto, von Henrique gestuetzt, in das Zelt. Das Feuer war niedergebrannt, kein gluehendes Holzstueck fand sich, um die Bistelle auszubrennen. Mit dem Abhaeutmesser umschnitt Henrique tief die Bistelle. Kein Blut floss, ein uebles Zeichen. Das Serum, es musste sich in Norbertos Satteltasche befinden. Er fand nur eine zerbrochene Glasroehre, das Serum war ausgelaufen. Es gab keine Rettung mehr fuer Norberto. Die Wirkung des Bisses der Cobra tritt meist erst nach fünf Stunden auf, aber bei Norberto zeigte sie sich schon nach Verlauf einer Stunde. Die Wut musste der Lacroia der Giftdruesen bis zum Platzen gefuellte haben; wahrscheinlich war das Gift in eine Vene gedrungen. Schon vermochte Norberto nicht mehr zu sprechen, und nun ging es schnell zu Ende. Die Pupillen weiteten sich unnatuerlich, muehsamer, stossweise wurde die Atmung. Blut trat aus Mund und Augen, dann streckten sich die Glieder. Norberto haeutete keine Schlange mehr ab, die Lacroia hatte ihren getoeteten Artgenossen geraecht...

Henrique band zwei Äste zu einem Kreuz zusammen und steckte es in den flachen Huegel frisch aufgeworfener Erde, der sich unweit des Zelt es erhob. Vor sich hinredend ging er nach dem Zelt zurueck. „Es musste so kommen. Er schoss auf die Taya. Das tut nur einer, der ein Unglueck ueber sich bringen will... Die ganze Zeit habe ich darauf gewartet, was uns treffen wuerde. Moechte nicht das gleiche Ende haben...“

Er betrachtete den hohen Stapel der Häuterrollen. Mit dem Erloes und dem, was er auf der Bank liegen hatte, konnte er sich die Chacara kaufen, die er sich fuer den Rest

Celeste Ribeiro-de-Sousa

seiner Tage ausgesucht hatte. War auch an der Zeit, dieses Leben aufzugeben, seine beste Kraft war dahin. In allen Knochen spürte er es. Am Morgen brach er auf, hinter sich liess er das Grab, das der Wald gar bald unkenntlich machen wuerde.

Deutsche Quellen:

- Reitz, Alfredo. Die Rache der Lacaia. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1953, S. 195-204.
- Reitz, Alfredo. Die Rache der Lacaia. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Alfred Reitz (1886-1951): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2006.
On line.

Em português

- Reitz, Alfredo. *A vingança da lacraia*. Trad. Celeste Ribeiro-de-Sousa. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Alfred Reitz (1886-1951): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2006.
On line.

O bem paga-se com bem?

Anna Brockes

Ging einst ein Junge aus, seines Vaters Stuten zu suchen. Leichtfuessig und gerauschlos schritt er dahin, draengte sich auf kaum mehr erkennbaren Pfaden durch das ueber ihm zusammenschlagende Capim-provisorio, kletterte ueber steinige Haenge, wo zwischen spaerlichen harten Graesern leuchtend rote Bromelien wie grosse Sterne flach am Boden sassen und wo die kleinen stachlichten Kugelkakteen zur Vorsicht mahnten. Ueber eine weite duerre chapada folgte er den Spuren der Pferde, da sah er ploetzlich vor sich ein kleines Jacaré liegen.

„N-ái“! Ein kleines Jacaré! Wie mag sich das hierher auf die trockene Chapada verirrt haben? Das arme Tierchen muss ja hier verdursten“.

Mitleidig nahm er es auf den Arm und trug es an den fernen Fluss, in den er es setzte. Vergnuegt schwamm das Jacaré davon. Nach langen Jahren, kam der Junge, der lange schon erwachsen, eines Tages an just denselben grossen Fluss, in den er vor vielen Jahren das kleine Jacaré gesetzt hatte. Er wollte hinueber an das andere Ufer um zu einem Fest zu gelangen; doch kein Canoa lag am diesseitigen Ufer und all sein Rufen nach dem Faehrmann war umsonst. Schon wandte er sich, den Rueckweg anzutreten, da toente es dicht hinter ihm:

„Warum willst Du umkehren; komm setz Dich auf meinen Ruecken, ich bring dich hinueber!“

Sich umdrehend, erblickte er einen grossen Arurá (Alligator), der seinen haesslichen Kopf aus dem Wasser steckte. Erschrocken sprang er mit grossen Saetzen das Ufer empor.

„Warum fuerchtest Du Dich“ rief da der Arurá. „Kennst Du mich denn nicht mehr, ich bin doch das kleine Jacaré, das Du einst von der grossen Chapada hierher

getragen und in diesen Fluss gesetzt hast. Du hast mir damals das Leben gerettet, dafuer werde ich Dich jetzt sicher ueber den Fluss bringen.“

Da setzte der Mann sich vertrauensvoll auf den Ruecken des Arurá, welcher darauf begann, der Mitte des Stromes zuzuschwimmen, dann aber, anstatt dem anderen Ufer zuzusteuern, liess er sich stromab treiben.

„Aber, lieber Arurá“, sprach da der Mann, „Du irrst Dich in der Richtung! Rudere mehr nach links, sonst kommen wir nicht an das andere Ufer!“

Arurá begann nun sachte zu rudern, doch kamen sie nicht dem anderen Ufer naeher, sondern trieben nur um so schneller stromab.

„Arurá, was sinnst Du?“ rief da der Mann, dem es Angst wurde, „steuere nach links, bring mich ans Land!“

Der Arurá schwamm aber nur noch schneller stromabwaerts.

„O falscher Arurá“, klagte da der Mann, „habe ich Dir nicht das Leben gerettet, damals, als Du hilflos auf der trockenen Chapada lagst? Gutes wird doch mit Gutem vergolten!“

„Hoere“, sprach da der Arurá, „wir wollen die ersten drei Geschoepfe, denen wir begegnen, fragen, und wenn nur eines davon sagt, dass Gutes mit Gutem belohnt wird, dann bringe ich Dich ans andere Ufer, wenn aber keines so antwortet, dann musst Du sterben.“

Danach schwamm er schneller stromab. Da stand am Ufer im Schlamme ein alter Ochse, der war entsetzlich mager und ueber und ueber mit Bicho-berno [berne] und Carapatos [carrapatos] bedeckt.

„Hoer Du“, rief ihn Arurá an, „hat man Dir in Deinem Leben Gutes mit Gutem vergolten?“

„Gutes mit Gutem?“ gegenfragte der elende Ochse. „Seit ich arbeiten konnte, habe ich meinem Herrn treu gedient; ich war fast ein Kaelbchen noch, da spannten mich die Jungen vor einen kleinen Karren, mich und noch sieben andere, wir mussten damit Brennholz aus der fernen Roça heranziehen. Spaeter, als ich gross und stark geworden, spannte man mich mit siebzehn anderen meiner Art vor einen grossen plumpen Karren, damit mussten wir, jahrein, jahraus schwere Lasten ziehen. Damals erhielt ich Salz, jedoch nur gerade so viel, wie ich gebrauchte um nicht abzumagern und von Kraeften zu kommen; nie durfte ich nach Herzenslust Salz lecken, wie meine Schwestern, die

Milch gebenden Kuehe. Jetzt aber, da ich alt und schwach geworden und nicht mehr zur Arbeit taue, erhalte ich gar nichts mehr, und muss elendiglich umkommen. Wenn ich ja einmal mich an den grossen Trog schleiche, um von dem Salz zu lecken, das dort den Zugochsen gestreut wird, dann jagt man mich mit Steinwuerfen davon! Nein, nein! Gutes wird nicht mit Gutem, sondern mit Boesem gelohnt!“

„Da hoerst Du’s!“ sagte der Arurá und schwamm weiter. Nach einer Weile kamen sie an eine Weide, die vollstaendig abgegrast war, da plagte sich ein armes altes 3 Pferd mit seinen stumpfen abgenutzten Zaehnen, die spaelichen Grashalme aus dem Staub und Sand heraus zu ziehen.

„Hoere Du!“ rief da wieder der Arurá. „Ward Dir Gutes mit Gutem gelohnt?“

Traurig erhob das Pferd seinen Kopf. „Ob man mir Gutes mit Gutem gelohnt hat? Dann muesste ich nicht hier so elend umkommen! Seit ich stark genug dazu war, habe ich meinen Herrn willig getragen, als ich aber nicht mehr jung und feurig genug war, mit ihm zur Stadt zu traben, da bekam ich einen haesslichen Packsattel, eine Cangalha, auf den Ruecken, den man mit rohen Lederriemen so fest schnuerte, dass es schmerzte und wovon ich die weissen Stellen auf meinem braunen Fell bekommen habe. Auf diesem musste ich, so lange meine Kraefte dazu ausreichten, schwere Lasten tragen. Damals gab man mir Mais und das notwendige Salz. Jetzt aber, da ich alt und schwach geworden, kuemmert sich niemand mehr um mich, und wenn ich ans Haus komme und demuetig um ein bißchen Salz bitte, jagt mich mein Herr mit Peitschenhieben fort. Nein, nein, Gutes wird nicht mit Gutem, sondern mit Boesem belohnt.“

Das Arurá schwamm mit seinem Reiter weiter stromab, da sahen sie am Ufer einen Fuchs, der hatte sich da eine kleine Roça angelegt und war gerade dabei, sie zu umzaeunen.

„Guten Tag, Herr Fuchs“, rief ihn der Arurá an, „sag mal, glaubst Du, dass Gutes mit Gutem belohnt werden muss?“

„O quê? rief der Fuchs und hielt ein Pfoetchen an sein Ohr, wie wenn er dann besser hoeren koennte. „Komm naeher, ich bin etwas taub und kann Dich nicht recht verstehen.“

„Ich moechte wissen, ob Gutes mit Gutem belohnt wird“, antwortete der Arurá, und schwamm etwas naeher ans Ufer heran.

„Guah! So versteh ich immer noch nicht, komm doch ganz nahe heran!“ Bei sich aber dachte er, „wenn der Mensch so dumm ist, nicht ans Land zu springen, dann verdient er nichts Besseres, als gefressen zu werden.“

Das Arurá schwamm nun ganz nah ans Land um seine Frage zu wiederholen, bevor er jedoch dazu seinen Rachen geöffnet hatte, war der Mann ans Land gesprungen und wollte dem Fuchs einen frohen Dank zurufend davoneilen. Da merkte Arurá, dass ihn der Fuchs genarrt hatte!

„Na warte, das sollst Du mir bezahlen!“ grollte er.

– „O bem paga-se com bem!“ rief der Fuchs dem Manne nach. „Was bekomme ich Gutes?["]

2 fette Huener [Huehner] sollst du haben! Komm heute Nachmittag, wenn die Sonne dort steht, zu dem schoenen Barubaum, dorthin bringe ich Dir deinen Lohn.“

Eilig begab er sich zum Feste. Als aber die Sonne sich neigte und die bezeichnete Tiefe erreicht hatte, lieh er sich ein Gewehr.

„Wozu?“ fragen die anderen Festteilnehmer.

„Einen Fuchs zu schießen.“

„Da kommen wir mit“, riefen mehrere der juengeren Leute, nahmen ihre Gewehre, piffen den Hunden und dann eilten alle in der Richtung, wo der Barumaum stand.

Der Fuchs aber, als er das nahende Hundegebell hoerte, eilte davon, Arurá hatte doch recht, dachte er, sogar dieser Mensch, der sich fuer so viel besser haelt, als wir armen Creatures, denkt nicht daran, dass eine Guttat nicht mit Boesem bezahlt werden duerfte.

Wochen waren vergangen, der Fuchs war wieder in seiner Roça und schaute nach, ob schon der Mais und die Melonen aufgegangen waeren; da, als er an den Zaun kam, gewahrte er draussen im Lande den Arurá, der lag da wie todt, hatte den Rachen half offen und liess den Fliegenschwarm ruhig auf seiner Zunge sitzen. – Vorsichtig kroch der Fuchs durch den Zaun, um sich den Braten zu besehen. Er umkreiste den Arurá ein paarmal, ohne ihm jedoch zu nahe zu kommen, dann sagte er vor sich hin, aber so laut, dass Arurá, falls er nicht todt, es hoeren musste:

Celeste Ribeiro-de-Sousa

„Ein schoener Braten, dieser Arurá, wenn er wirklich todt waere, doch daran glaube ich nicht recht, denn ich habe immer sagen hoeren, dass bei einem todten Arurá ein Hinterbein hochsteht, und dass ueble Duefte seinem Leibe entstroemen!“

Als dies der Arurá hoerte, hob er schnell ein Hinterbein und liess scheussliche Duefte seinem Leib entstroemen.

„Puh!“ rief da der Fuchs und lief lachend zu seiner Roça zurueck, waehrend Arurá verdriesslich ins Wasser kroch.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. O bem paga-se com bem? In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012. On line.

Em português

- Brockes, Anna. O bem paga-se com bem? Trad. Jael Glauce da Fonseca. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2012. On line.

Der Blinde und der Lahme

Anna Brockes

Ein Blinder und ein Lahmer wohnten dicht neben einander. Die Zeiten waren schlecht, es hatte lange und viel geregnet; das Salz war verbraucht und noch getraute niemand sich, bei den angeschwollenen Bächen und Flüssen solches aus dem fernen Pyrenopolis zu holen. Die Folge davon war, dass auch niemand einen Ochsen oder Rind schlachten mochte.

Die beiden Nachbarn hatten schon seit Wochen keinen Happen Fleisch zwischen den Zähnen gehabt. Als eines Abends beide bei einander hockten, klagte der Blinde also: „Fast ertrage ich nicht mehr dieses ewige Angú-essen, mit Quiabo heute, mit Abobora [abóbora] morgen, immer ohne Salz und ohne Fleisch!“ „Mir bekommt solches Futter auch gar nicht mein ‚papo‘ tut weh und wenns so noch lange weitergeht, wird er gross wie eine Cabasse!“ erwiderte darauf der Lahme. Ich wusste schon, wie ich Fleisch schaffen könnte, doch müsstest Du mir helfen; willst Du?“ Darauf der Blinde: „Dabei helfe ich gern, wenn irgend ich kann, lass hören!“ Lange flüsterten darauf die Beiden miteinander.

Am nächsten Morgen, als kaum der Himmel im Osten sich roetete und alles ringsum noch schlief, schlüpfen die Beiden leise aus ihren Türen, der Lahme kletterte auf die Schultern des Blinden und fort gingen, hinaus in den Camp. Weit hatte der Blinde seinen Reiter zu tragen, auf den fast nur von Rindern ausgetretenen Pfaden, hin zu einem Barreiro einer natürlichen Salzlecke. Bei einem dickstämmigen Baume hielten sie an; der Lahme stieg ab und stellt sich mit seinem langen scharfen Messer hinter dem Baume auf die Lauer, während der Blinde derweile sich ins Gras legte.

Es dauerte gar nicht lange, da hörten sie das Trappeln von Hufen, das kam langsam näher. Der Lahme fasste sein Messer stossbereit, aber leider, wie das Schnaufen und Brummen ihm bald verrieten, war's diesmal nichts. Es war ein Maruá,

ein riesiger Stier, den wagte er nicht anzugreifen auch nicht die nachfolgende Rinderherde; dann aber, unter den einzeln herankommenden Nachzueglern kam ein schoenes etwa zwei jaehriges Rind; ein kraeftiger wohlgezielter Stoss mit dem Messer liess es nach nur wenigen Saetzen zusammenbrechen und als die beiden Hungrigen hinzukamen, lag es schon todt am Boden.

In groesster Eile trug der Lahme trockenes Holz zusammen und entzuendete ein Feuer dann schnitzte er einen glatten Spiess und begann darauf das Fell vom Ruecken des Rindes loszutrennen. Er hatte noch gar nicht viel freigelegt, da konnte er seine Gier nach dem Fleische nicht mehr bezwingen; rasch schnitt er ein Stueck heraus und hielt es ueber die Glut. Als nun der Braten anfang, lecker zu duften, jammerte der Blinde "Du braetst schon von dem Fleische?! O gieb her, schnell, schnell! denn ich vergehe fast vor Hunger!" Der Lahme schnitt ihm eine Fratze, blickte umher nach irgend etwas, womit er den Blinden necken koennte, und sah auf dem Pfade eine von den Hufen der Rinder tot betretene Kroete liegen. Die nahm er und steckte sie, nachdem er seinen Braten abgenommen, an den Spiess. Gebraten reichte er sie dem Blinden, der in seinem Heisshunger auch gleich herzhaft hinein biss. Bei dem Zerren an dem zaehen Braten, von dem sich nicht leicht etwas abbeissen liess, spritzte aus den Druesen, welche die Kroeten auf den Schultern haben, der scharfe Saft dem Blinden in die Augen, zu seinem Heil, denn die scharfe Fluessigkeit zerstoerte die Haut, womit die Pupillen ueberwachsen waren. Staunende Freude bei dem so sehend gewordenen. Dann, als er zwischen seinen Fingern den Spiess mit dem Kroetenbraten gewahrte, hellodernde Wut, die ihn mit einem Fluch sich auf den Lahmen stuerzen liess. Eine ganze Weile drosch er auf dem Lahmen herum, der schuldbewusst, sich nur schwach wehrte, und immer nur beteuerte, dass es nur ein harmloser Scherz gewesen sei. "Hoer auf, lass uns essen", mahnte er endlich, worauf der geheilte Blinde von ihm abliess und Beide sich dem Rinde zuwandten. Aber, o weh! Unbewacht hatte das Feuer erst das erwaermte und niedergetretene Gras ergriffen und war dann in das ueber mannshohe, schon seit zwei Jahren ungebrannte Gras des Campos geraten. Flieh, flieh! Rief der Blinde, und lief was er konnte, durch die erst schwachen Flammen. „Ai de mim!“ Schrie der Lahme, „nun muss ich hier verbrennen!“ Einen derben Knueppel aus dem Feuer reissend und den als Stuetze gebrauchend, humpelte er nun auch durch das Feuer. Da er aber nur langsam

Celeste Ribeiro-de-Sousa

weiterkam, ward er tuechtig gesengt und durchglueht und kam mehr tot als lebend bei seinem Haeuschen an.

Wie er am naechsten Morgen von seinem aermlichen Lager sich erhebt, merkt er, dass seine zuvor steifen Glieder geschmeidig geworden sind und er ohne Kruecken gehen kann.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Der Blinde und der Lahme. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Em português

- Brockes, Anna. O cego e o coxo. Trad. Marlene Holzhausen. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Cabe ou não cabe?

Anna Brockes

Es war einmal ein junger Bursche, der war klein geblieben und so viel er auch ass, so viel er sich reckte und streckte, es nuetzte ihm alles nichts, er war und blieb der Joãosinho, der kleine Hans, - waehrend all seine Altersgenossen schon – grosse „moços“ waren, die bei den Festen BatuCCI tanzen durften. – Joãosinho verlor schliesslich die Geduld, ging hin zum lieben Gott und sprach also: „Lieber Gott, da bin ich, der Joãosinho! Sieh mich an, sieh, wie klein ich noch bin! Zwanzig Jahre werde ich bald, und sehe aus, wie ein Junge von fuenfzehn! Lieber Gott, die Leute sagen, Du koenntest alles, was Du willst, darum lass mich wachsen, lass mich auch gross werden und stark wie meine Altersgenossen!“

Der liebe Gott besah sich schweigend den kleinen Burschen, bedachte sich eine Weile, und langte dann aus einer hinter ihm stehenden grossen Kiste einen grossen Sack. Den reichte er dem Joãosinho und sprach: „Geh an den Bach, den Corrego-fundo, wo Succury die boese Wasserschlange wohnt, die den armen Leuten alle Schweine und Kaelber wegfaengt, die fang und steck sie in diesen Sack und wenn Du sie dann hervorgebracht hast, wollen wir mal sehen, ob ich Deine Bitte erfuellen kann“.

Joãosinho nahm den Sack und begab sich an den bezeichneten Bach. Als er sich der Stelle naeherte, wo die grosse Schlange wohnte, nahm er den Sack von der Schulter, und ihn offen vor sich haltend, ging er langsam an der Hoehle der Schlange vorueber, immer vor sich hinsagend: „Cabe ou não cabe? Cabe ou não cabe?“ Die Schlange, die das hoerte, kam hervor und kroch in dem Graben, den sie im Laufe der Jahre bei dem hinauf- und hinabkriechen ausgeschliffen hatte, das Ufer empor, steckte den Kopf ueber den Rand und fragte: „Warum fragst du immer cabe ou não cabe?“ „Warum? Weil ich zu gerne wuesste, ob du wohl in diesen Sack hineingehst. Die Leute sagen alle, du waerest zu gross und viel zu steif, du gingest nicht hinein, aber ich glaube, Du gehst bequem hinein!“ „Wenn weiter nichts ist“, sagte darauf die Schlange, das koennen wir doch leicht feststellen! Halt den Sack mal recht weit auf und gut fest, so!“ Und nun

begann sie, sich langsam in schoenen glatten Ringen in den Sack zu legen. „Cabe!“ rief sie, als sie ganz darin war, und „Cabe“ jubelte Joãosinho, zog schnell den Sack zusammen und band ihn mit dem vorsorglich mitgebrachten Strick fest zu. – Fast zu schwer war ihm die Last, doch mit vielem Ziehen und Zerren brachte er sie endlich doch zum lieben Gott.

„Sie ist drin!“ jubelte er, hier in diesem Sack! „Drin?“ wunderte sich der liebe Gott. „Aber das ist ja gar nicht moeglich, dass du kleiner Kerl das gekonnt hast. Kein Mensch nicht einmal der João Grande, der doch von euch allen der staerkste ist, konnte diese grosse Succury fangen! Und gar sie in den Sack stecken! Junge sag, wie hast du das angestellt?“ Da erzaelhte ihm Joãosinho, wie er die Schlange ueberlistet habe. „Und nun, lieber Gott, lass schnell mich wachsen, mach einen grossen starken moço aus mir!“ Lange schaute der liebe Gott den kleinen Schlauberger an, dann sagte er: „Dich soll ich auch noch gross und stark machen?! Junge, Junge! Das geht wirklich nicht! Geh Du nur hin und bleibe wie du bist. Bist ohnehin schon allen anderen ueberlegen.“

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Cabe ou não cabe? In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Em português

- Brockes, Anna. Cabe ou não cabe? Trad. Marlene Holzhausen. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Termiten und Klapperschlange

Anna Brockes

Bei dem Volk der Erdtermiten herrschte eitel Freude, war doch endlich nach langer harter Arbeit ihr neues grosses und festes Haus fertig geworden. Bisher hatten sie in alten morschen Baumstämmen gewohnt, oder in kleinen flachen zur Haelfte unter der Erde gelegenen Nestern, die mit den nach allen Seiten sich hin schlaegelnden verdeckten Gaengen aussahen, wie grosse Polypes, welche sich mit ihren langen Fangarmen an der Erde festklammern. Die verschiedenen Arten Baumtermiten, die ihre Nester teils aus Lehm, teils aus fein gekautem Holz bauen, muessen ihre Gaenge auch ueberdachen, das ist bei allen Arten notwendig, weil sonst die weichen weissen Koerperchen dieser Ameise zu leicht gesehen und von den Leckerschnaebeln von Voegeln bald allesamt verspeist wuerden.

Die kleinen flachen Nester hatten aber den Nachteil, dass die starken Regenguesse im Sommer, sie durchweichten, ja oft ganz wegschwemmten; und die morschen Baumstaemme, in welchen sie auch gerne wohnten, glimmten in der Trockenzeit bei den Campbraenden oft so vollstaendig auf, dass nur ein Haeufchen Asche uebrig blieb. Das hatte den armen kleinen Termiten viele Sorge bereitet, denn wenn das immer so fortginge, wuerden alle ertrinken und verbrennen und – schrecklich, das nur auszudenken – schliesslich nicht eine eine einzige uebrig bleiben, die der Nachwelt von dem Leben und Treiben der kleinen fleissigen Camptermite erzaehlen koennte. Das musste anders werden!

Nach langem Beraten und Kopfzerbrechen kamen sie endlich auf den schlaunen Einfall, grosse Haeuser zu bauen, nach oben spitz zulaufend und aussen recht glatt, so dass der Regen sofort ablaufen musste. Unverzueglich gingen sie ans Werk und heute endlich, nach fast einem Jahre, stand das Haus fertig da.

Es war auch hohe Zeit, denn der September mit den ersten Gewittern war nahe.

Nun wurden die Wickelkinder aus den alten Wohnungen herbeigeschleppt und Vorräte für die nasse Zeit eingetragen, und nun konnte er kommen, der Regen, er würde ihnen nicht mehr schaden.

Wirklich widerstand der Bau dem Regen; den Gewittern des September bis Dezember sowohl, wie den heftigen Regengüssen mit Gewittern abwechselnd, die bis April und Mai anhielten. – Aber! Aber! Neue Gefahren entstanden den armen kleinen Tierchen. Die Gürteltiere mit ihren starken Armen und die Ameisenbären mit ihren schrecklichen Krallen, der lange Nase und der noch viel längeren klebrigen Zunge, womit sie gleich hundert und mehr Termiten auf einmal einfangen konnten. An den flachen unscheinbaren Nestern waren sie vorbeigegangen, meinten, dass lohne nicht der Mühe, gab es doch riesige Schleppameisen-Nester in Menge.

Der neue imposante Bau, den die Termiten jetzt bewohnten, musste natürlich bald die Blicke und Begierden der verschiedenen Ameisenfresser auf sich ziehen. Das kleine Tatú peba war zuerst zur Stelle und versuchte mit seinen kleinen starken Krallen den Termitenbau zu öffnen. Nach langem beharrlichem Scharren gelang es ihm auch und es verzehrte einen Teil der darin ängstlich hin und herlaufenden Tierchen.

Später kam ein kleiner Ameisenbär daher, sah den Bau, die Öffnung, erweiterte sie und verspeiste auch einen Teil des Termitenvolkes. Die Termiten verloren aber nicht den Mut, sie besserten den Schaden aus, legten außen um das Ganze noch eine Schicht selbst bereitetem Zement, der so fest wurde, dass dem kleinen Tatú die Lust verging, sich noch einmal daran zu plagen. Dann aber kam das Riesen-Gürteltier, das Tatú-Canastra, welches so stark ist, dass es einen Mann, wenn er sich darauf stellt, forttragen kann. Dem war es ein Leichtes, sich in den Termitenbau zu arbeiten. Es verzehrte nicht nur eine Menge der kleinen weißen Wichte, sondern auch fast die ganze Brut. Als es den Bau verlassen hatte, sah derselbe mit der breiten tiefen Öffnung einem Backofen ähnlich.

Die armen Termiten wollten fast verzagen. Sie durften nicht daran denken, gleich den ganzen Schaden auszubessern, denn dazu würden sie Monate gebraucht haben. Darum gingen sie erst daran, die Außenwand wieder aufzubauen. Sie war noch nicht

ganz geschlossen, als eine Klapperschlange in die Naehel kam. „Ei“ dachte sie, als die die Hoehel sah, „das ist ein schoenes Nest fuer mich, darin bin ich vor Regen und vor Feuer sicher.“ Sie richtete sich haeuslich darin ein, und es gefiel ihr so gut darin, dass sie nur ausging, wenn sie Hunger hatte. Am nahen Bache gab es Schmetterlinge, Bremsen und dergleichen in Menge, das passte sich praechtig.

Nach einiger Zeit kam das Tatu-Canastra wieder des Weges, dachte, „Da kannst du ohne Muehe zu einem Abendbrot kommen“, steckte ihren Kopf hinein, aber „Tarr“ fuhr die Schlange auf, fast haette sie das Tamanduá gebissen.

Dem kleinen Tatú, dem kleinen und dem grossen Ameisenbaeren, allen erging es nicht besser, die Schlange vertrieb sie und die Termiten hatten Ruhe, erstarkten wieder und bauten dann der Schlange einen schoenen glatten Eingang. Die Wand unten aber bauten sie ganz wieder zu, so hatte sie ein warmes trockenes Nest und wenn wieder mal ein Ameisenbaer oder Tatú zu scharren begann, so brauchte sie nur ein wenig zu klappern und die Raeuber flohen entsetzt davon.

Seitdem werden alle Termitenbaue gleich mit einem geraeumigen Nest darin fuer die Klapperschlange gebaut und mit einem oder mehreren schoenen glatten Eingaengen, welche die Termiten aber selber nie benutzen.

Spaeter lernten die Termiten von ihrer Schlange selber das Klappern, und wenn sie jetzt, fern von ihrem Neste von einem Feinde bedroht werden, so brauchen sie nur mit ihrer harten braunen Nase auf ein trockenes Blatt zu trommeln, dann klingt es gerade wie das Klappern der Schlange, so dass selbst Hunde, die sich doch nicht so leicht irre fuehren lassen, entsetzt zurueckweichen.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Termiten und Klapperschlange. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012. On line.

Em português

- Brockes, Anna. Termiten und Klapperschlange. Trad. Celeste Ribeiro-de-Sousa. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012. On line.

Wie Tio João ein Zauberer wurde

Anna Brockes

Er ist eine wichtige Persönlichkeit, der alte Tio João, nicht nur in Amaro Leite, seinem Wohnort, nein, weit in der Runde. Wohin immer er kommt, wird er freudig begrüsst. „Apeia“ (steige ab) ruft ihm der Hausherr zu, wenn er auf seiner sehr schlanken Stute, dem Reittier der Aermereen, daher kommt. „Bença“ (segne) rufen ihm die nahekommenden Kinder zu, die ausgespreizte Hand wie salutierend an die Schlaefe legend. Die Hausfrau aber laesst ihre Spindel ruhen, eilt an das immer brennende Feuer und schiebt den irdenen Topf in die Glut des offenen Herdes, um eiligst den Kaffee zu bereiten.

Bald hocken beide, Wirt und Gast mit hochgezogenen Knien auf der Schwelle, aus kleinen Cuités (Schale der Baumcabassen-Frucht) den koestlichen braunen Willkommenstrunk zu schluerfen.

Es dauert nicht gar lange, so finden sich auch Nachbarn ein, alle, denen „etwas fehlt“. Alle erhalten ihr golinho de café, ihr Schlueckchen Kaffee. Dann klagen alle dem Tio João, dem Raizeiro, ihr Leid. Den einen plagen schon tagelang die heftigsten Zahnschmerzen, der zweite leidet an Atemnot, der dritte und vierte haben „dor na boca do estômago, dem fuenften geht es schlechter, als all den anderen, denn dem hat eine boese Frau einen grossen Calango (Calango: grosse gruene Eidechse) in den Leib gezaubert. Der sechste hat ein Kind mit einer grossen „bicheira“.

Und fuer jeden hat Tio João ein Mittel, dazu hat er die grosse Tasche aus dem rotbraun gegerbten Leder des Mattero, des schlanken Waldrehes, schon mit hereingebracht. Sie ist vollgestopft mit heilkraeftigen Kraeutern und Wurzeln, aus denen die verschiedenen Medizinen gekocht werden. Gegen alle Leiden hat Tio João ein Mittel, sogar gegen die boese „dor de cadeira“, womit hier so viele, Maennlein und Weiblein, geplagt sind. Und wenn die Rinder auf der Weise eine boese Wunde haben und man ihnen nicht helfen kann, weil sie so schwer zu fangen sind, dann bittet man den João

„bença“. Mag das kranke Vieh auch noch so weit draussen im Campo sein, Tio João bespricht es, die Maden purzeln wie auf Kommando heraus und die Wunde heilt.

„Deus lhe pague“ Gott vergelt´s, klingt es dann von allen Seiten, und mit einem „te ca“ (bis nachher) stiebt die ganze Gesellschaft auseinander. Verdriesslich schaut Tio João den Davoneilenden nach. Er hatte gehofft, dass einige der Pazienten alte Schulden bezahlen wuerden. Fuer die Mezinhas (Heilmittel), die er ihnen gebraut hat gegen allerlei Schmerzen, sollte er als Entgelt Lebensmittel erhalten, nun ist er wieder leer ausgegangen.

Verstimmt besteigt er seine Stute und brummt vor sich hin, waehrend er sich eine Zigarette dreht, Feuer schlaegt und mit den riesigen Sporen, die an die blossen Fuesse geschnallt sind, den Klepper antreibt. Waehrend er so dahin trabt, gruebelt er mit finster zusammengezogenen Brauen darueber nach, wie er wohl seine Lage verbessern koenne. Ach wenn er es doch auch so gut haette, wie sein Kollege in Água Quente]. Der ist nicht mit einem „Deus lhe pague“ zufrieden. Nein, der bekommt immer von allen das Beste. Aber freilich, dafuer ist der auch ein feiticeiro, ein Zauberer, der nicht nur helfen, sondern dem, der nicht gibt, auch Schaden zufuegen kann.

„O wer doch auch ein bißchen davon verstuend!“ seufzt Tio João, der mit seinem gutmuetigen Gesicht, aus dem aber ein paar sehr schlaue Augen blitzen, wenig Aussicht hat, als Zauberer gefuerchtet zu werden.

Ploetzlich erhellen sich seine Zuege. „Ich habs“ und „so muss es gehen!“ ruft er aus. „Ein Tatú [tatu] oder ein Tamandúá sollen mir helfen.“ Und ein vergnuegtes Lachen zieht seinen Mund so in die Breite, dass seine saemtlichen, schoen spitz gefeilten Zaehne sichtbar werden.

Ein paar Wochen darauf hat einer der Bewohner von Amaro Leite grossen „Muchurão“ [mutirão], das heisst, er hat alle nahen und fernen Nachbarn eingeladen, ihm einen Tag beim Reinigen der Pflanzungen zu helfen, wofuer er sie dann abends bewirtet. Nun sind alle morgens erschienen, ein jeder mit seiner gut geschliffenen Hacke bewaffnet. Tio João ist nicht erschienen. Er muesse Arzneien kochen, liess er durch seine Nachbarn sagen. In Wirklichkeit jedoch begiebt er sich auf Umwegen in die oberhalb der Roça gelegene Capoeira, sucht sich ein bequemes Plaetzchen, von wo er die in der Roça arbeitenden sehen kann, ohne von ihnen gesehen zu werden, wartet und horcht. Es dauert auch nicht gar lange, da ertoent unten vielstimmiges Geschrei und Halloh. Durch

die Roça gehts, wie die wilde Jagd. Voran ein riesiges Tatú canastra, hinterdrein mit Hacken und Waldmessern darauf losschlagend, alle zwanzig oder mehr Teilnehmer des „Muchurão“ [mutirão]. Unzaehlige Streiche treffen das Tatú, ohne ihm jedoch, dank seinem starken Panzer, viel zu schaden. Schliesslich entkommt es durch den Zaun in den Wald.

Als dann mittags alle um das Feuer hocken und die braunen Bohnen und Maisfarin sich schmecken lassen, erscheint Tio João. Aber wie sieht der arme Kerl aus! Der Kopf ist verbunden, ueber die linke Wange zieht sich ein Pflaster, ueber die Nase auch eins. Den linken Arm traegt er in der Binde. Die eine Hand ist dick umwickelt. Die andere stuetzt sich auf einen Stock. Bei jeder Bewegung aechzt er zum Erbarmen.

Erschreckt springen alle auf umringen ihn und bestuermen ihn mit Fragen. „O, Tio João, coitadinho, was ist passiert? Wer hat Euch so zugerichtet? Wars eine Onça? Warens schlechte Menschen?“

Darauf Tio João: „Undankbare! Ihr fragt noch! So lohnt Ihr Euren Wohltater! Waehrend ich mich plage, die heilkraeftigen Wurzeln fuer Euch aus der Erde zu scharren, ueberfallt ihr mich, misshandelt mich! O diese Schmerzen! O! O! Das sollt Ihr mir buessen!“

„Aber Tio João! Das Tatú?“

„Das war ich. Natuerlich. Wie soll ich denn sonst die harten Wurzeln aus dem harten Boden und zwischen den Steinen herausholen?“

Da fallen sie alle vor ihm auf die Knie: „Gnade Tio João! Perdoe, Verzeihung Tio João!“

Seitdem braucht Tio João nicht mehr Not zu leiden. Jeder beeilt sich, ihm die Medizinen mit Huehnern und Eiern, mit Fleisch und Speck, mit Bohnen, Reis und Farinha, je mancher sogar mit Schnaps zu bezahlen.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Wie Tio João ein Zauberer wurde. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012. On line.

Em português

- Brockes, Anna. Como o Tio João virou feiticeiro. Trad. Jael Glauce da Fonseca e Ingrid M. Santos Silva. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012. On line.

Gevatter Teufel

Anna Brockes

Es war einmal, „diz que tinha“, so fangen hier im Sertão alle Geshichten an, eine kinderreiche Familie, so kinderreich, dass sie selber nie wussten, wie viel es schon geworden waren und sie immer erst die Namen der Kinder an den Fingern herzaehlen mussten, wenn sie wissen wollten, wie viel es schon geworden. Als nun noch ein Kindchen dazu kam und sie es wollten taufen lassen, da fanden sie keinen Paten. Alle diese Maenner des kleinen Dorfes hatten schon bei je einem der Kinder Gevatter gestanden und so viel sie auch zaehlten und zaehlten, die Kinder und die Taufpaten, es blieb keiner fuer das juengste Kindchen uebrig.

Die Mutter jammerte „nun kommt der Padre und unser Kind wird muessen ungetauft bleiben“. „Mag doch der Teufel Gevatter sein!“ brummte der Mann verdriesslich dazu.

Wie sie dann am Abend auf der Hausschwelle sitzen und ihre Zigarette rauchen, da sehen sie ein nettes junges Herrchen des Weges kommen, den sie nie zuvor gesehen. Der gruesst sie gar freundlich, tritt heran, bittet um Feuer fuer seine Zigarette und kommt mit ihnen ins Gespraech. Da klagen sie ihm ihre Not. „Wenn das Eure einzige Sorge ist“, spricht da der Fremde, „davon koennt Ihr leicht befreit werden, nehmt doch mich zu Eurem Compadre“. Die Leute waren hocherfreut und als an einem der naechsten Tage der Padre eintraf, um zu trauen und zu taufen, da ward auch ihr Juengstes getauft. Nach der Taufe nahm der Padrinho Abschied und reiste weiter.

Die Zeit verging, die vielen, vielen Kinderchen wuchsen heran und es ward dem Manne bisweilen recht schwer, so viele Esser satt zu machen.

„Weisst Du was“, so sprach er eines Tages zu seiner Frau, „ich werde dieses Jahr auch eine Roça schlagen und Mais pflanzen, damit wir die Kinder leichter satt bekommen.“

Gesagt, getan, er nahm seine Foiça [foice] auf die Schulter und begab sich in den Wald und als er ein schoenes Stueck Land mit ueppigem Baumwuchs gefunden hatte, begann er das Unterholz abzuhauen. – „Bom dia, meu compadre“ ruft´s da hinter ihm. Erstaunt darueber, dass ihn hier, mitten im Walde jemand aufsucht, wendet er sich dahin, von wo die Stimme gekommen und „N-ai! Meu compadre!“ ruft er erfreut, „woher kommst Du auf einmal und gleich hierher in den dichten Wald?“ „Gieb mir die Foiça [foice]“, erwidert da der Andere, „hab noch gar nichts fuer meinen Compadre getan, lass mich roçiren und geh Du nur ruhig heim.“

Als dann, nach ein paar Wochen der Mann mit der Axt in den Wald ging um die Baeume niederzuschlagen, blieb er vor dem roçirten Walde erschrocken stehen „Schiiih“, rief er, „so ein schrecklich grosses Stueck Wald hat mein Compadre roçirt, das kann ich doch nie und nimmer niederschlagen! Schade! Na, ich haue, so viel ich vermag“ und baff, baff, hieb er los. „Bom dia meu compadre“, toent´s da wieder und „N-ai meu compadre, wo kommst Du nun bloss schon wieder her?“ ruft erstaunt der Mann. „Will meinem lieben Compadre den Wald hauen, gieb her die Axt und geh nur ruhig nach Hause.“ Aber nur ein kleines Stueck Wald“, mahnt der Mann, „denn ich kann ja doch nicht so viel bepflanzen.“

Als nun der August gekommen war, begab der Mann sich zu seiner Roça, um zu brennen. „Schiiiih!“ rief er da wieder. „Was hat der Compadre da gemacht, er hat ja den ganzen Wald niedergehauen! Was hilfts, wir muessen nun eben pflanzen, so viel wir koennen. “Nach ein paar Tagen, als die Roça gebrannt war, begab sich die ganze Familie zu der Roça, um zu pflanzen; die Eltern hackten und die Kinder mussten den Mais einlegen und die Loecher zumachen.

Sie hatten noch nicht lange gearbeitet, da toente es auch schon wieder „Bom dia meu Compadre, minha Comadre, Ihr wollt wohl schon den Mais pflanzen? Lasst das nur sein, das besorge ich, muss doch noch etwas fuer meine Compadres tun. “Als dann nach einiger Zeit der Mann mit der Foica [foice] zu der Roça kam, um das Unkraut auszuputzen, da war die riesige Roça bepflanzt und der Mais stand wunderschoen. „Bom dia, meu compadre“ rief ihm auch gleich der Gevatter zu, der da stand, wie wenn er den Mann erwartet haette. „Gieb her die Foiça [foice], das Ausputzen der Roça ist meine Arbeit, geh Du nur ruhig nach Hause“. Als dann der Mais Frucht angesetzt hatte, ging der Mann wieder hin,um nachzusehen, wie die Pflanzung staende. Er fand sie

wunderschoen dunkelgruen und jede Staude hatte 2-4 grosse Kolben. „Schiiih!“ staunte da der Mann, „so viel Mais! Viel zu viel! Wie soll ich den all ernten. „Darum Sorge Dich nicht“, toent da neben ihm die Stimme seines Gevatters, „der Mais wird all eingebracht werden, doch musst Du mir versprechen, dass kein Kolben gebrochen wird, bevor ich es erlaubt habe“. Das versprach der Mann gern, und nach einem herzlichen „abraço“ trennten sich die beiden.

„Mann“ sagte da eines morgens die Frau „jetzt wird der Mais gut sein, um ihn geroestet zu essen, lass uns hingehen und einen Korb voll holen. „Lass uns lieber noch warten“ erwiderte aber der Mann.

Nach einiger Zeit fing die Frau wieder an: „Warum bringst Du denn nie gruenen Mais? Alle Leute essen schon laengst welchen, nur wir, die wir die grosse, grosse Mais-roça haben, bekommen keinen.“ „Habe Geduld Frau, du wirst noch genug bekommen“, troestete sie der Mann.

Als dann wieder einige Tage vergangen waren, ohne dass der Mann Mais heimgebracht hatte, hielt die Frau es nicht laenger aus, immer nur den lieblichen Duft des geroesteten Maises, der ihr aus den Nachbarkuechen zuwehte zu geniessen, ohne selber auch nur ein Korn davon in den Mund zu bekommen.

Sie wartete, bis der Mann das Haus verlassen hatte, dann nahm sie einen grossen Korb, in den sie den gruenen Mais tun wollte, auf den Kopf und begab sich zu der Roça, um Mais zu brechen. „Uhai“ – minha comadre“ rufts da und sie sieht, sich umwendend den Gevatter freundlich laechelnd stehen. „Wollt wohl gerne gruenen Mais essen? Einen suessen Curáo [curau] fuer die Kinderchen kochen? Geht nur nach Hause, das Mais brechen besorge ich gern fuer Euch.“ Froh kehrte die Frau nach Hause zurueck, der Gevatter wuerde ja bald den Mais bringen. Doch die Zeit verging, sie wartete voller Ungeduld, kein Gevatter liess sich sehen. Als dann ihr Mann heim kam, erzaehlte sie ihm, wie sie doch gegangen sei Mais zu holen und wie der Gevatter gekommen sei und sich erboten habe, den Mais fuer sie zu brechen. „Geh doch Du nun und hole den Korb, den er fuer mich gefuellt hat“, bat sie. Der Mann ging, kam zur Roça und sah da, o Schrecken, keine einzige Maisstaude mehr aufrecht, alle, alle umgebrochen, verloren die schoene grosse Ernte! „So ein Teufel von einem Compadre“, rief da der Mann empoert. „Teufel?“ „Ja hast denn Du nicht den Teufel zum Gevatter gebeten?“ hoehnte da der Compadre,

Celeste Ribeiro-de-Sousa

der auch schon wieder zur Stelle war und sich nun hoehnis ch lachend in den Wald verzog.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Gevatter Teufel. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Em português

- Brockes, Anna. Padrinho diabo. Trad. Marlene Holzhausen. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Die beiden Blinden

Anna Brockes

Es ist schon lange her, wohl ueber zweihundert Jahre, und in Trahyras, der Goldgraeberstadt gleichen Namens, sah es anders aus als heute. Zwar, die Baeume in den Gaerten und rings um prangten, sobald die ersten Regen gefallen, in demselben wunderbar zarten gruen wie heute, und darin balgten sich, ganz wie heute, Schaaren kreischender Papagaien. An den Spitzen der stachlichen Macaúba-Palmenblaetter schaukelten die kunstvoll geflochtenen Nester des João Congo, dieses lustigen Schwaetzers, gerade wie heute. Gerade wie heute auch plaetscherten die kristallklaren Wasser des Trahyras ueber sein kieseliges Bette. Gerade wie heute lachte auch damals ueber dem Allen der Himmel in wunderbarer Blaeue und brauste der Wind so lustig reinigend und erfrischend ueber die weiten Flaechen.

Die Stadt Trahyras aber, in der unsere Geschichte spielt und von welcher heute nur noch ein trauriger Rest und viele Truemmer uebrig geblieben sind, stand damals in ihrer hoechsten Bluete. Wo heute auf den Strassen und auf dem Rathausplatze die dickbaeuchigen, erdfarbenen, nackten oder nur mit zerschlissenem Hemde bekleideten Kinder der Mischlinge stumpfsinnig hocken, wo die fuer Goyaz so charakteristischen, nur aus Haut und Knochen bestehenden Hunde herumschleichen und nach irgend etwas Geniessbarem ausspaeuen, da stolzierten damals behaebige Portugiesen, wandelten in seidenen Gewaendern und mit Gold und Pretiosen geschmueckte Frauen und Maedchen, ueber den Kopf den kostbaren Spitzenschleier, vor sich in der Hand das spitzenbesetzte Taschentuch und hinter sich eine Ehrengarde kohlrabenschwarzer wollhaariger Sklavinnen. Aus der Cadeia unfern dem Rathause mit seinen fast meterdicken Mauern drang durch die doppelten Gitter aus stahlhartem Aroeiraholz das Aechzen und Stoehnen der armen Gefolterten oder der mit Haenden und Fuessen in den Block Gespannten; meist armer schwarzer Sklaven.

Es war an einem Sonntag Vormittag, als die tragische Geschichte, welche ich hier erzaehlen werde, sich zutrug. Elf Uhr. Schluss der Messe, Glockengelaeute von den Tuermen der drei, innen mit kunstvollen Holzschnitzereien bekleideten und reich mit

schweren silbernen Geraeten ausgestatteten Kirchen! Schluss der Messe! Aus den Kirchen stroemt das Volk, froh sich seiner religioesen Pflichten wieder einmal entledigt zu haben. Vergnuegt eilt jeder seinem Heim zu, wo unterdessen der schwarze Koch oder Koechin das Mahl bereitet hat. (Dazumal waren sie vielleicht etwas sauberer als heutzutage, diese schwarzen Kochkuenstler!)

Zwei rechts und links vor der Tuere der Matriz, der Hauptkirche, auf den Treppenstufen hockende Blinde, die, ihren Hut, Gebete murmelnd, den Herausstroemenden hingestreckt hatten, schliessen sich nicht dem Menschenstrome an; missvergnuegt zaehlt jeder die Vintems [vinténs] in seinem Hute.

Sie sind Konkurrenten, diese Beiden, und Jeder findet, dass die milden Gaben heute spaerlicher in seinen Hut geflossen sind, als sonst. „*Ai de mim!*“ seufzt der links von der Tuer postierte, „wie soll das noch enden? Ich werde schliesslich noch Hungers sterben muessen!“ Darauf der Andere „*É de vera!* Das habe ich schon immer gesagt und wenn wir Beiden nicht so gut zu einander waeren, so waere es zu trostlos fuer uns arme Blinden auf dieser Welt! Wenn mir mal jemand einen Vintem [vintém] mehr gaebe als Dir, so wuerde ich ihn ganz gewiss mit Dir teilen!“ „Freund! Bruder!“ ruft da der links sitzende, naeher rueckend, „wie soll ich Dir Deine Liebe vergelten? Lass Dich umarmen! Lass uns ewige Freundschaft schw hoeren! Alles, was wir in Zukunft an milden Gaben erhalten werden, wollen wir bruederlich teilen!“ Indem tritt ein Mann heran, der dieses Gespr aech mitangehoert hat, „Euer Geschick erbarmt mich! Hier habt Ihr fuenfzig mil Reis, teilt sie, wie Ihr Euch gelobt habt, bruederlich.“ „Her mit der Haelfte!“ schreit da der Eine. „Du hast es doch bekommen!“ „Her mit meinem Anteil!“ So der Andere. „Du luegst – Spitzbube, Betruieger!“ So geht es von Rechts und Links, bis schliesslich die Beiden sich bei den Haaren haben und auf der Strasse rollen. „Lasst ab, ihr Toren, lasst ab von einander“, ruft da der Mann, „Keiner von Euch erhielt das Geld! Ich habe meinen Scherz mit Euch getrieben, wollte nur mal eure Freundschaft pruefen! Sprachs und ging von dannen.“

Traurig und beschaemt blieben die beiden Blinden zurueck. Ihren erloschenen Augen entstroemten heisse Traenen. Lange brueteten sie trostlos vor sich hin; endlich wandte der Eine sich zum Anderen „O wir Aermsten! Wozu bleiben wir noch auf dieser Welt, wo jeder ungestraft seinen Scherz mit uns treiben und unsere junge Freundschaft so grausam zerstoeren darf?! „O wir armen Blinden“, seufzte nun auch der Andere,

Celeste Ribeiro-de-Sousa

„nicht einmal unsere Freundschaft gönnt man uns! Komm, lass uns ein Ende machen, lass uns zur Trahyras-Brücke gehen, und gemeinsam den Tod suchen!“ Und so geschah's; sie tappten beide über den Platz und die Straße hinab, bis dahin, wo die Brücke im Bogen den rauschenden Trahyras überspannt.

Unterwegs hatte sich jeder der Beiden gebückt und einen der grossen Steine, woran beim Gehen ihr Fuss gestossen, aufgehoben und mitgenommen. Mitten auf der Brücke machten sie halt, umarmten und küssten sich zum Abschiede, dann ging der Eine zum linken, der Andere zum rechten Brücken-Geländer. Dann rief der Eine „Jetzt aufgepasst! Ich zähle bis drei dann gehts los. Eins! Zwei! Drei!“ Alle beiden spitzten die Ohren. Plumps! Gings auf der einen Seite, Plumps auch auf der anderen. „*De ti stou livre!*“ ruft da der Eine. „*De meu corpo estou livre, mas minha alma está aqui!*“ antwortete der Andere, worauf der Erstere in wilder Flucht Reissaus nahm, schneller als man es einem Blinden zugetraut hätte, denn er glaubte wirklich einen Geist gehört zu haben.

Und wieder sassen die Beiden vor der Türe der Matriz, getrennt durch die Breite der Treppe und getrennt durch ihren Neid und ihre Missgunst.

Deutsche Quelle:

- Brockes, Anna. Die beiden Blinden. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Em português

- Brockes, Anna. Os dois cegos. Trad. Jael Glauce da Fonseca e Ingrid M. Santos Silva. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Anna Brockes (1852-1940): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2012.
On line.

Das schwarze Hirtenbübelein

Eine Legende aus Rio Grande do Sul

Charlotte Wollermann Fischer

Ich sass da und las, ganz vertieft in meine Lektüre. Daher hatte ich garnicht gemerkt, dass jemand ins Zimmer gekommen war und fuhr zusammen, als Charly plötzlich fragte: „Was liest du da?“

„Eine Sage.“

„Eine – was?“

„Ja, du hast richtig verstanden, eine Sage oder Legende oder wie du es nennen willst.“

„So. Und wie heisst die Geschichte.“ Fragte Charly.

So ist das immer: wenn Charly erst mal anfängt zu fragen, dann ist kein Ende abzusehen. Ich wusste, dass meine ruhige Lesestunde nun aus und vorbei war. Daher klappte ich das Buch zu und legte es auf den Tisch.

„Contos Gauchescos e Lendas do Sul von Simões Lopes Neto“, las Charly und schaute mich erstaunt an. „Und was davon hast du gerade gelesen, wenn man fragen darf?“

„Frage nur zu, Charly – ich bin ja Kummer gewöhnt. Ich las „O Negrinho do Pastoreio“, die Geschichte vom Negerlein, vom schwarzen Hirtenbübelein, wenn du es denn wissen musst. Das ist nämlich eine ganz besonders schöne Legende, weil sie bis heute noch hier bei uns lebendig ist.“

„Lebendig? Heutigentags, sagst du?“ fragte Charly. „Was meinst du? Wieso und inwiefern?“

„Sachte, sachte! Erst mal etwas ganz anders. Sag, Charly, erinnerst du dich noch daran, als wir beide in dem gemütlichen, alten Hotel in jenem kleinen Thermalbad nicht

weit von Uruguay-Strom an einem warmen Sommerabend im verwilderten Hotelgarten zwischen ein paar miserabeln Maisstengel und hohem Unkraut plötzlich im Gras ein Licht entdeckten?“

„Ja, ich erinnere mich. Das liegt schon ein paar Jährchen zurück, nicht wahr?“

„O ja! Das gemütliche, alte Holzgebäude von damals ist inzwischen längst abgerissen und hat einem modernen Hotelbau Platz gemacht: die alten Leute, die damaligen Besitzer, sind längst tot, und der verwilderte Garten ist heute ganz und gar zugebaut. Aber jedenfalls war es an dieser Stelle und in jener dunklen Sommernacht, dass wir den lebendigen Spuren des schwarzen Hirtenbübleins begegneten.“

„Wieso? Was heisst das? Und was war das für ein Licht im Garten, - wenn es nicht überhaupt einer von den grossen Leuchtkäfern war, deren Licht in mondlosen Nächten ja unglaublich weit leuchtet?“

„Nein. Ich bin damals der Sache nachgegangen, es war ein Kerzenstümpfchen, das da einsam und allein brannte, und das natürlich irgend jemand angezündet hatte.“

„Wer hatte es denn angezündet? Und warum?“

„Geduld, Charly! Wenn du die ganze Geschichte vom schwarzen Hirtenbüblein kennen würdest, dann könntest du dir die Antwort auf deine Fragen schon selber denken. Denn, wie ich schon sagte, damals haben wir, übrigens zum ersten Mal, eine Spur vom Negerlein selbst gesehen.“

„Nun hast du mich richtig neugierig gemacht! Jetzt musst du mir die Geschichte erzählen, schön von Anfang an und ganz ausführlich bitte, ja? Schiess los, ich höre!“ Und damit langte Charly sich die Zigaretten herüber, zog den Aschenbecher näher und lehnte sich bequem im Sessel zurück. „Also?“

„Gut denn. Aber die Geschichte ist lang, und ich kann sie nur in meinen eigenen Worten erzählen. Meister Simões Lopes Neto hat sie in der Ausdrucksweise und Sprache unserer Gauchos wunderbar geschrieben; aber eben diese typische Ausdrucksweise ist ja leider nicht übersetzbar. So erzähle ich denn auf deutsch so gut ich es eben kann. Also hör zu, denn jetzt kommt die Geschichte.“

* * *

DAS SCHWARZE HIRTENBÜBLEIN

Es ist schon lange her, damals lag hier bei uns der weite Kamp noch frei und offen da, da gab es keine Zäune, keine Grenzen. Das halbwilde Vieh musste man zusammentreiben und einkreisen, wenn man es fangen wollte, und das Wild und die Laufvögel, Strausse und so, die liefen unbehindert, wohin sie wollten.

Da war einmal ein reicher Gutsbesitzer, ein Estancieiro, der besass grosse Reichtümer, ganze Haufen von Goldstücken und Geldmünzen, viele Säcke voll, und eine Menge silberne Gerätschaften noch dazu; und trotzdem war er sehr geizig. Und böse war er, - wirklich, schrecklich böse!

Kein Mensch durfte bei ihm übernachten, keinem borgte er ein Pferd. Im Winter gab das Herdfeuer in seinem Hause weder Glut noch Wärme, da konnten die Leute halbtot frieren im Reif und im eisigen Südwind, dem Minuano: doch seine Haustür blieb verschlossen. Im Sommer durfte niemand im Schatten seiner Bäume Rast machen, - da lagen nur seine Hunde und schliefen, und kein Fremder erhielt auch nur einen Trunk Wasser aus seinem Brunnen.

So kam es denn auch, dass niemand Lust hatte zu helfen, wenn es auf der Estancia grosse Arbeit gab. Die Kampbewohner, die sonst für solche Sachen immer zu haben sind, mochten nicht für ihn arbeiten, denn was der Mann ihnen vorsetze, das war weiter nichts als ein mageres Oechslein, am Spiess gebraten, grobes Mandiok-Mehl und bittere, schlechte Erva für den Chimarrão, und nicht mal ein kleines bisschen Tabak... Und das noch dazu mit einem Gejammer und einer Knauserie, als ob es ihn sein eigenes Fell kostete...

Nur drei Geschöpfe gab es, aus denen er sich überhaupt etwas machte. Das waren sein Sohn, ein eigensinniger, starrköpfiger Junge, sein Lieblings-Rennpferd, ein Falbe mit schwarzem Schweif und schwarzer Mähe, und endlich ein kleiner Negerklave, ein hübscher, kohlschwarzer Junge, der von allen nur einfach „Negerlein“ genannt wurde.

Man hatte ihn nämlich garnicht getauft, und daher hatte er weder einen Namen noch Taufpaten. So kam es, dass das Negerlein glaubte, es sei das Patenkind der heiligen Jungfrau, Unserer Lieben Frau, die ja die Patin all derer ist, die sonst keine Paten haben.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Alle Tage früh morgens trainierte und galoppierte das Negerlein den Falben. Danach bereitete es den Chimarrão für seinen Herrn, mit allem, was dazu gehört. Nachmittags war es mit dem Sohn des Hauses zusammen, der es abscheulich behandelte und quälte und dann noch darüber lachte.

* *
* *

Eines schönen Tages beschlossen der Estancieiro und ein Nachbar, ein Pferderennen zu veranstalten. Und nach vielem Hin und Her wetteten sie, wessen Pferd siegen würde. Der Nachbar wollte, dass der Gewinner auf den Preis verzichten und das gewonnene Geld den Armen überlassen sollte; aber der andere sagte nein, auf keinen Fall! und bestand darauf, dass der ganze Gewinn dem Besitzer des siegenden Pferdes zufalle. Und sie einigten sich auf ein Flachrennen über 30 Quadras, und das Rennen ging um 1000 Goldstücke.

Der Tag kam heran, und auf der Rennbahn waren eine Menge Menschen zusammengeströmt, mindestens eben so viele wie bei einem ganz grossen Kirchenfest!

Die Gauchos wussten tatsächlich nicht, auf welches der beiden Pferde sie wetten sollten, so vorzüglich und vielversprechend waren sie alle beide! Vom Falben hiess es, dass er so geschwind dahinrenne, dass man wohl hörte, wie der Wind in seiner Mähne pfiff, dass man aber nicht sehen konnte, wie seine Hufe den Erdboden berührten... Und vom Pappen sagten die Leute, dass er desto schneller lief, je grösser die Distanz sei, und dass er vom Start mit einem Schwung fortschnellte wie ein Lasso, der zerreist...

Und dann ging das Wetten los, die Leute holten ihr Geld aus dem Gürtel, und schon setzten sie Sattelzeug gegen Vieh, halbzahme Pferde gegen ein Haltuch.

„Für den Falben! Siegt er um eine Pferdelänge – das Doppelte!“

„Jawohl, ich halte! Dasselbe für den Rappen!“

Beim Start gab es das übliche Herausfordern und Reizen zwischen den beiden Rennreitern, bis sie endlich Ernst machten und wirklich losritten: schnell die Hinterhand freigegeben, die Reitpeitsche hoch erhoben, und da flogen die Hufe, - wie der Sturmwind brausten sie dahin!

„Unentschieden! Unentschieden!“ schrien die Zuschauer an der Rennbahn entlang, wo die beiden Pferde Seite an Seite vorbeiliefen, als wären sie zusammengekoppelt.

„Behüte mich, Mutter Gottes, liebe Patin!“ stöhnte das Negerlein. „Wenn der Sieben-Meilen-Falbe verliert, schlägt mein Herr mich tot! Lauf, Falbe! Vorwärts, hopp!“

Und er schlug auf den Falben los.

„Wenn der Rappe gewinnt, dann ist's ja doch für die Armen! Los, Rappe! Hopp, hopp!“ entgegnete der andere Reiter und gab dem Rappen die Sporen.

Aber die edlen Tiere liefen so gleichmässig dahin, als seien sie ein zusammengekoppeltes Gespann. Als sie zur letzten Quadra kamen, war der Rappe müde, und der Falbe ging unter Peitschenhieben vorwärts, aber immer noch gingen sie nebeneinander, immer noch wie zusammengespannt.

Und dann plötzlich, ein paar Meter vor dem Ziel, stutzte der Falbe, stieg und machte eine kurze Wendung; das genügte für den Rappen vorbeizugehen und um eine Pferdelänge zu gewinnen. Das Negerlein aber zügelte sein sich bäumendes Pferd, das ungesattelt war, - so ein guter Reiter!

„Das war Betrug!“ schrie der Estancieiro.

„Betrug!“ sekundierten die von seiner Partei, die auf den Falben gewettet hatten.

So waren die Gauchos uneinig über den Ausgang des Rennens, und manch einem von den Kerlen juckten die Finger nach dem Messergriff, mehrere zogen die Pistolen heraus, und andere drehten die Sporen an ihren Stiefeln so herum, dass die grossen, scharfen Räder nach vorn standen... Aber der Schiedsrichter, ein alter Mann, der noch den Krieg von Sepé Tiarajú mitgemacht hatte, war ein ausgezeichneter, gerechter Mensch; er hatte ja auch schon eine Menge von der Welt gesehen! Der schüttelte seinen weissen Kopf und sprach sein Urteil laut und deutlich, so dass alle ihn hören konnten:

„Es war in Ordnung und ist richtig! Die Bedingungen sind erfüllt! Der Falbe hat verloren, der Rapper ist Sieger! Wer seine Wette verloren hat, muss zahlen! Ich habe um hundert Goldstücke gewettet; wer sie gewonnen hat, kann sie sich holen kommen. Es ist gerecht zugegangen!“

Da gab es keine Einwendungen. Verärgert und wütend bezahlte der Estancieiro vor aller Augen die verlorene Wette und warf die tausend Goldstücke auf den Reitermantel, der auf dem Erdboden ausgebreitet war.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Und dann gab es eine grosse Freude in der ganzen Gegend, denn der glückliche Gewinner liess sofort Geschenke verteilen: zahme Stierkälber und junge Sterken, neu zugerittene Pferde, ganze Stücke von schwerem Wollstoff, und den Rest des Geldes verteilte er als Almosen an das arme Volk. – Nachher ging das Rennen weiter, da liefen noch andere Pferde, die auch gekommen waren, aber nur über kurze Strecken.

* *
* *

Der Estancieiro ritt nach seinem Hause zurück, und auf dem ganzen Wege grübelte und brütete er so vor sich hin. Sein Gesicht schien zwar unbewegt und ruhig, aber in seinem Innern tobte und schlug sein Herz – gerade wie ein ungezügelter Stier, den der Lasso nicht richtig gefasst hat.... Der Verlust der tausend Goldstücke war ein gar zu harter Schlag gewesen, der hatte seine Seele zerrissen.

Und so stieg er vom Pferd, und gleich liess er das Negerlein mit erhobenen Händen an einen Pfahl binden und auspeitschen, - immer drauf! immer drauf!

Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe nahm er den kleinen Negersklaven mit auf dem Kamp, und als sie auf eine Anhöhe kamen sagte er:

„Dreissig Quadras war die Strecke lang, auf der du das Rennen verlorst; dreissig Tage sollst du jetzt hier bleiben und meine dreissig Schwarzsimmel hüten, und der Falbe bleibt hier am Lasso angebunden auf der Weide, und du rührst dich nicht fort von hier!“

Das Negerlein weinte, und die Pferde weideten.

Die Sonne ging auf, ein Wind erhob sich, es fing an zu regnen, und endlich wurde es wieder Nacht. Das Negerlein, schon ganz schwach vor Hunger und ohne Kraft in den Händen, knüpfte den Lasso mit einer Schlinge aus Rohleder um sein Handgelenk und legte sich erschöpft zum Schlafen nieder, an einen Termitenhügel gelehnt.

Da kamen Eulen angeflogen, die flogen immer um ihn herum und sahen ihn an mit ihren gelben Augen, die in der Dunkelheit richtig funkelten. Dann fing eine von ihnen an zu rufen, und dann riefen sie alle, und das klang, als ob sie ihn auslachten; und immerfort umkreisten sie ihn ganz lautlos, man hörte ihre Flügelschläge nicht.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Das Negerlein zitterte vor Angst... Doch plötzlich dachte es an seine Patin, Unsere Liebe Frau, und da wurde es ganz ruhig und schlief ein.

Und es schlief ganz fest. Es war nun tief in der Nacht, die Sterne standen am Himmel. Das Kreuz des Südens stieg herauf und ging wieder unter. Die drei Marien zogen vorbei. Und dann ging der Morgenstern auf. Da kamen die Kampf Füchse, diese Diebe. Die schnüffelten und schnupperten am schlafenden Negerlein herum und frassen die Schlinge aus Rohleder, die es um seine Hand gebunden hatte. Sowie der Falbe fühlte, dass er frei war, brauste er im Galopp davon, und die ganze Schwarzsimmel-Herde ihm nach, wie die wilde Jagd, und sie verloren sich in der Dunkelheit und zerstreuten sich in der Niederung. Vom Hufschlag wachte das Negerlein auf. Da rannten die Kampf Füchse davon und bellten, dass es wie spöttisches Gelächter klang.

Nun krächten die Hähne, aber weder den Himmel noch das Morgenrot konnte man sehen, denn ein dichter Nebel hüllte alles ein.

So verlor das Negerlein die ihm anvertraute Herde. Da weinte es bitterlich.

* *
* *

Und wieder liess der Herr das Negerlein bei den Handgelenken an einen Pfahl binden und ihm Peitschenhiebe geben, immer drauf! immer drauf! – bis es sich nicht mehr rühren, nicht einmal mehr stöhnen konnte. Es war ganz wund geschlagen, und das Blut troff nur so von seinem Körper. Da rief es nach der Jungfrau Maria, seiner Patin, Unserer Lieben Frau, und sein tiefer Seufzer verzitterte in der Luft wie leise Musik, und dann sank es wie tot zusammen.

Und weisst du, was der Estancieiro tat? Da es ja schon wieder dunkle Nacht geworden war, und der geizige Mann Spaten und Hacke nicht abnutzen wollte beim Grabmachen, so liess er den leblosen Körper des kleinen Negersklaven mitten in einen geöffneten Ameisenbau werfen; die Ameisen sollten Fleisch und Blut und Knochen – alles miteinander – auffressen. Und er reizte sie noch tüchtig. Und als die wütenden Insekten dann über den reglosen Körper herfielen und ihn ganz und gar bedeckten, da ging er davon, ohne sich umzuschauen.

In dieser Nacht träumte er, er sei tausendmal er selber, und er habe tausend Söhne und tausend schwarze Hirtenbüblein und tausend Falben und tausend mal

Celeste Ribeiro-de-Sousa

tausend Goldstücke... und das alles habe ganz bequem Platz in einem einzigen kleinen Ameisenhaufen.

Und in tiefer Stille senkte sich der Nebel über den Kamp und benetzte die Gräser, die schlafenden Vögel, die Früchte.

Die Nacht Gottes ging vorüber, der Morgen kam, aber die Sonne blieb bedeckt.

Und drei Tage blieb der dichte Nebel, und in den drei Nächten träumte der Estancieiro denselben Traum.

* *
* *

Dann musste die gesamte Knechteschar den Kamp absuchen, aber die Schimmelherde wurde nicht gefunden, auch nicht mal eine einzige Spur davon.

Da ging der Herr an den Ameisenhaufen, um zu sehen, was von dem Körper des Sklaven übrig geblieben wäre.

Und als er herzu trat, wie gross war nicht seine Bestürzung, als er am Ameisenhaufen das Negerlein stehen sah, ganz gesund, mit glatter Haut, das eben dabei war, ein paar Ameisen abzustreifen, die noch auf ihm herumkrochen...! Ja, da stand das Negerlein, und neben ihm der Falbe, und die Schwarzsimmel rings umher... und ihm gerade gegenüber sah der Estancieiro die Jungfrau Maria, die Patin all derer, die sonst keine Paten haben, Unsere Liebe Frau, wie zum Schutz gegen den Geizhals... Da stand sie ruhig und heiter, scheinbar auf der Erde, und doch war zu sehen, dass sie im Himmel war. Als der Herr das sah, fiel er vor dem Sklaven auf die Knie nieder.

Und das Negerlein, heil und munter, sprang mit einem Satz auf den ungesattelten, ungezäumten Falben, schnalzte mit der Zunge und trieb die Schimmelherde im Galopp davon.

So hatte das schwarze Hirtenbüblein zum letzten Mal die verlorene Herde wiedergefunden. Und es weinte weder, noch lachte es.

* *
* *

Die Neuigkeit von der himmlischen Erscheinung und von des Negerleins traurigem Ende im Ameisenhaufen verbreitete sich in der ganzen Nachbarschaft. Bald

Celeste Ribeiro-de-Sousa

jedoch begannen von nah und fern, aus allen Himmelsrichtungen, Gerüchte aufzutauchen, und was sie meldeten, das schien wie ein neues Wunder...

Da hatten nämlich viele, ob es nun Leute von der Estancia waren oder andere, die nur zufällig vorüberritten; Menschen, die unter den Strohdächern der Hütten oder im Kampgras übernachteten, Reiter, die auf Seitenpfaden daher kamen, oder Viehtreiber, die die Strassen entlang zogen, Händler und Fuhrleute, - sie alle hatten berichtet, dass sie zur gleichen Stunde eine Schimmelherde hatten vorbeiziehen sehen, als ginge es auf die Weide; und der sie vor sich hertrieb, das war ein Negerlein, das auf einem ungesattelten Falben ritt!...

Da zündeten viele Leute Kerzen an und beteten ein Vaterunser für die Seele des Gemarterten. Und von da an geschah es, dass allemal das Negerlein kam, wenn ein Christenmensch etwas verloren hatte, was immer das auch sein mochte; des nachts kam es und suchte das Verlorene. Aber es gab es nur dem zurück, der eine Kerze anzündete. Das Licht der Kerze nämlich brachte es zum Altar der Mutter Gottes, seiner Patin, Unserer Lieben Frau, die ihm zu Hilfe gekommen war und es gerettet hatte, und die ihm eine Pferdeherde gegeben hatte, die es nun, unsichtbar dem menschlichen Auge, auf die Weide treibt und hütet.

* *
* *

Jedes Jahr verschwindet das Negerlein für drei Tage: da ist es in irgend einem grossen Ameisenbau zu Besuch bei seinen Freundinnen, den Ameisen. In dieser Zeit zerstreut sich seine Herde. Und dann tauchen seine Pferde, - eines hier, eines da - übermütig und spielerisch zwischen den Pferdeherden der Estancias auf. Aber wenn am dritten Tag die Sonne aufgeht, dann wiehert der Falbe in der Nähe seines Ritters. Und dann geschieht das, was man immer wieder auf dem Kamp beobachten kann: dass alle Pferde auf einmal in wildem Galopp davonjagen, und soviel die Leute auch gucken, es ist niemand zu sehen, weder in der Herde noch hinter ihr her, der sie antreibt...

* *
* *

So treibt denn seither das schwarze Hirtenbüblein, heil und munter, bis auf den heutigen Tag seine Herde kreuz und quer über den Kamp. Es reitet mitten durch die

Grassteppe, an niedrigen Gehölzen entlang, an Sümpfen vorbei, durch Bäche hindurch, die Anhöhen hinauf und in die Ebene hinab.

Immer ist das Negerlein unterwegs auf der Suche nach verlorenen Sachen, und dann legt es sie so hin, dass die Verlierer sie ganz leicht finden, - vorausgesetzt, dass diese zuvor ein Kerzenstümpfchen angezündet haben, dessen Licht das Hirtenbüblein zum Altar der Jungfrau Maria, Unserer Lieben Frau, bringt, der Patin all derer, die sonst keine Paten haben.

Wer also auf dem Kamp verliert, was ihm lieb und teuer ist, der braucht noch lange nicht zu verzagen! Hinter einem Gebüsch oder unter einem Baum muss man für das Negerlein nur ein Licht anzünden und dazu sagen:

„Hier hab ich´s verloren, an diesem Ort...
Hier hab ich´s verloren, an diesem Ort...
Hier hab ich´s verloren, an diesem Ort...“

Und wenn das Negerlein es nicht findet... dann findet es niemand mehr.

* * *

„Und damit ist das Märchen aus.“

„Eine schöne Geschichte“, sagte Charly. „Und jedenfalls ist nun die Sache mit dem Licht in dem alten Hotelgarten geklärt. Und du hast Recht, das war eine lebendige Spur des schwarzen Hirtenbübleins. – Aber wer hatte denn wohl damals das Lichtchen angezündet?“

„Wer damals etwas verloren hatte, das weiss ich heute nicht mehr. Vielleicht hatte eines der jungen Mädchen einen Ring verloren, oder die Köchin ihren Schatz, - ich erinnere mich wirklich nicht.“

„Aber weisst du denn, ob das Verlorene wieder gefunden wurde?“

„Was für eine Frage, Charly! Aber natürlich!, Selbstverständlich! Ich sage dir; das Negerlein findet einfach alles!“

„Nun“, sagte Charly, „das klingt ja recht positiv. Ja, das klingt geradezu nach eigener Erfahrung! Hast du selber vielleicht auch schon mal...? – Wie? – Du wirst rot? Nun heraus mit der Sprache und bitte nicht schwindeln! Also?“

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Im Spiegel sah ich, wie Charly mich listig-lustig anblinzelte. Was sollte ich antworten? – Da lachte ich nur und sagte:

„Du und deine Fragen, Charly...!“

Deutsche Quellen:

- Fischer, Charlotte Wollermann. *Das schwarze Hirtenbüblein. Eine Legende aus Rio Grande do Sul*. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1965, S. 177-189.
- Fischer, Charlotte Wollermann. *Das schwarze Hirtenbüblein. Eine Legende aus Rio Grande do Sul*. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Charlotte Wollermann Fischer (1902-1988): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2013.
On line.

Em português

- Lopes Neto, Simões. O negrinho do pastoreio. In: Lopes Neto, Simões. *Lendas do sul*.
Disponível em > <https://pt.slideshare.net/MoniqueCarvalho/o-negrinho-do-pastoreio><.

Der böse Blick

Charlotte Wollermann Fischer

Ist denn Hypnose nicht etwas Reales? Kann man Fälle von Gedankenübertragung nicht schon wissenschaftlich beweisen? Ist der animalische Magnetismus nicht eine ganz bekannte Tatsache? ... Warum also sollte man nicht an den „bösen Blick“ glauben?

Den „bösen Blick“ hat ein Mensch, der, wenn er ein Ding nur lobt, bewirkt, dass eben dieses schwach und immer schwächer wird, zu Grunde geht...

Er war schon dabei, den Sattelgurt zu lösen um sein Pferd abzusatteln, als Rufina angelaufen kam:

„Januarinho! Januarinho!“

„Was ist los, mein Schatz?“

„Der Mann ist da!“

Es war garnicht nötig, mehr zu sagen. In einem Augenblick hatte Januarinho den Sattelriemen wieder angezogen und den Sattelpelz übergeworfen, dann sass er auf, und in einem leichten Galopp ritt er durch das Tor davon am Stadtrand entlang.

Von dem Tage an, als Gonçalino – so ganz nebenbei in einer Unterhaltung – ihm gesagt hatte, dass er den Hof an einen gewissen Graciano Rodrigues von Capão Velho, verpachtet habe, erwartete Januarinho in grösster Spannung den neuen Nachbar. Und er hatte seine Frau gebeten, sie solle von hier, vom Rand der Stadt aus, die Hütte beobachten, und wenn sie dort einen ungewöhnlichen Betrieb bemerke, so heisse das, dass der neue Bewohner gekommen sei.

Der alte Graciano Rodrigues, seht doch mal an! Seit Januarinho von Capão Velho fort war, vor zehn Jahren, hatte er diesen guten Mann vom Kamp nie mehr gesehen.

Damals war der Anblick von Gracianos Rennpferden für seine Knabenaugen eine wahre Lust gewesen. Wie sie gute Kameraden gewesen waren, der kleine Januarinho und der alte Graciano! Mochte der Altersunterschied noch so gross sein, so hatten sie doch etwas, was sie verband: die Liebe zu den Rennpferden. Januarinho wuchs auf in der Bewunderung der Rassepferde des Alten. Und der Traum seiner Kinderzeit war es gewesen, eines Tages solch ein Pferdchen aufziehen zu können, wie jene Stute „Tropfenzähler“ war, die damals bei den Pferderennen von Campo Velho solch einen unerhörten Erfolg gehabt hatte.

Januarinho gab seinem Pferd die Sporen. Er galoppierte an den letzten Häusern des Städtchens entlang, und in einem langen Trab kam er zu der Hütte des alten Freundes. Es dauerte eine Weile, bis Graciano ihn wiedererkannte. Er war nun ein Mann geworden und sah dem Januarinho, der damals als junges Bürschchen fortgezogen war, kein bisschen mehr ähnlich. Aber als der Alte erfasst hatte, wer sein Besucher war, überschüttete er ihn mit so vielen Umarmungen, wie eine alte Tante bei einer Hochzeit. Das war eine Freude! ...Und sodann gingen die Freunde, noch ganz erregt, in die Stube der Hütte, während eine Mestize lief, um den Chimarrão zu bereiten. Und dann ging die Unterhaltung erst richtig los:

„Wie ist das, Seo Graciano? Und die Rassepferde? ... Haben Sie kein einziges hierher mitgebracht?“

„Bewahre! Das habe ich alles aufgegeben...“

Das erregte grosse Verwunderung bei Januarinho:

„Aber ich kann doch garnicht glauben, dass Sie sich von Ihren Rennpferden getrennt haben, Seo Graciano!“

„Das ist die alte Geschichte, weisst du: Man muss den Mate doch mal umrühren, und wenn die Herva auch noch so gut ist. Ich sah ein, dass es dort in dem Dorf Vila Velha für mich nicht mehr weiter ging. Ich war auch kränklich in den letzten Jahren, und da war es das beste, die Pferde zu verkaufen und hierher zur Stadt zu kommen und auszuruhen. Und so bin ich nun hier, mein Freund...“

„... zu meiner grossen Freude, Seo Graciano“, unterbrach Januarinho ihn liebenswürdig.

„Übrigens war ich etwas in Sorge bei dieser Übersiedlung. Da ich doch niemand in diesem Ort kenne, so fürchtete ich schon, ich würde mich hier nicht einleben können.“

Aber jetzt, nach Deinem Besuch, sieht sich die Sache ganz anders an. Nebenbei bemerkt, ich wusste garnicht, dass du hier am Platz wohnst, weisst du...“

„Nun ja, ich wohne hier, Seo Graciano.“ Januarinho wickelte ein Stückchen Rollentabak aus und bot es an: „Wollen Sie sich nicht bedienen?“

„Danke, nein. Ich habe das Rauchen ziemlich aufgegeben.“

„Dann erlauben Sie mir“, und damit zog er sein Messer und schnitt von dem gelben Tabak kleine Scheibchen ab. – „Seit fünf Jahren schon wohne ich hier im Ort. Ich habe ein prächtiges Frauchen geheiratet, sie ist von hier, und morgen bringe ich sie her, damit Sie sie kennen lernen. Wir haben einen kleinen Jungen von zwei Jahren zu Hause, und mit meiner Pflanzung geht es ganz gut, - wie der Herrgott eben will.“

Er holte ein Maisblatt hervor, und dann zerrieb er die Tabakstückchen in seiner Handfläche. Man konnte deutlich fühlen, dass er noch etwas sagen wollte. Und schliesslich dagte er dann:

„Nun ja, Seo Graciano... Alles ging gut... Nur schade, dass mir das mit der Weizenpflanzung passieren musste...“

„Was war denn mit deinem Weizen, Menschenkind?“

„Nun ja, ich hatte dieses Jahr sechs Sack Weizen ausgesät. Ich wünschte nur, Sie hätten sehen können, wie prächtig er stand. Ich hätte um alles in der Welt darauf gewettet, dass ich das zwanzigste Korn und mehr ernten würde. Das hätte ein schönes Stück Geld gegeben, kann ich Ihnen sagen!“

Er schlug das Feuerzeug an.

„Aber nichts davon, Seo Graciano!...“

Denn passiert mir nicht die Geschichte, dass dieser unselige Serápío Costa hier auftaucht?!“

„Serápío Costa?“ Der alte Graciano überlegte. “Serápío Costa... Hör mal, wer ist das, - entschuldige schon, wenn ich frage?“

Januarinho wollte soeben die Lunte im Feuerzeug ein wenig anblasen, damit es besser brennen sollte, doch er unterliess es, starr vor Überraschung.

„Das ist doch nicht möglich, Seo Graciano! Haben Sie nie von Serápío Costa gehört?! ... Das wundert mich, das wundert mich wirklich!“

„Na hör mal! Was ist denn los mit diesem Mann, dass er so bekannt ist?“

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Diesmal blies Januarinho wirklich auf die Lunte. Dann hielt er die Maisstroh-Zigarette daran. Und danach sagte er langsam mit tiefer, belegter Stimme:

„Was er hat? Den bösen Blick, Seo Graciano! Den bösen Blick!“

Das war eine Enttäuschung für den alten Graciano.

„Sag mal, Januarinho! Du wirst mir doch nicht erzählen, dass Du an solches Zeug glaubst!“

„Ich, nicht glauben, Seo Graciano. Das sagen Sie, weil Sie den Serápíó Costa nicht kennen. Das Auge von dem Mann ist unbeschreiblich! Er braucht nur etwas zu loben, und adieu, aus ist's damit: es gibt bestimmt ein Missgeschick!... Ich will Ihnen nur ein Erlebnis erzählen, damit Sie vorsichtig sind. Also ich hatte meine Weizenpflanzung, die so gleichmässig schön war wie noch nie. Das war zur Zeit der Blüte... Nun, eines Nachmittags kommt der Serápíó Costa vorn an meinem Hof vorbei – ich arbeitete an der Einzäunung – und, auf den Weizen deutend, rief er mir von weitem zu: ‚Guten Tag, Januarinho! Sieh mal an, wie schön Deine Pflanzung steht! Da werden wir ganz besonders guten Weizen ernten, nicht wahr? Worauf ich mich schon freue, das ist, zur Erntezeit bei dir in deinem Hause eine Hühnersuppe mit Grünkern von Weizen zu essen... Einverstanden, Januarinho?‘“

Januarinho tat einen tiefen Zug aus der Maisstrohzigarette, schüttelte gemessen den Kopf und seufzte:

„Seo Graciano, ich kann Ihnen nicht sagen...“

„Ja, und was kam dann, he?“

„Ja, Seo Graciano! In derselben Nacht gab es einen starken Frost auf diesem Kamp, wie es noch nie einen gegeben hatte. Fast alles war weiss, - wie ein Blatt Papier. Und so ein Reif ausser der Zeit. Sie wissen ja, was das gibt: er fiel auf den blühenden Weizen, und nicht eine einzige Ähre blieb übrig von der ganzen Geschichte. Da war meine Pflanzung dahin, dahin die Arbeit von mehr als einem Monat, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, da war das ganze Geld dahin, das ich verdient hätte. Und das alles – sehen Sie? – das alles nur von dem bösen Blick des Serápíó Costa!... Der Blick dieses Mannes ist schlimmer als die Hörner eines bösen Stiers: er vernichtet alles, sage ich Ihnen, er ist gefährlich!“

Graciano lächelte ungläubig und bemerkte:

Celeste Ribeiro-de-Sousa

„Nun, nun, Januarinho! Du willst mich überzeugen, dass der Reif nur fiel, weil der Serápio Costa deine Pflanzung gelobt hatte?... Das scheint doch unglaublich!“

Januarinho wusste nicht, was er machen sollte. Er hatte die Verpflichtung, den neu zugereisten Freund von den Gefahren der Gegend in Kenntnis zu setzen. Er musste ihn davon überzeugen, dass dies die Wahrheit war, die reine Wahrheit. Aber das war ein schwieriges Unterfangen. Wirklich gab es gegen die Meinung des alten Graciano nie ein überzeugendes Argument.

„Seo Graciano...“ Januarinhos Stimme klang in diesem Augenblick wie die eines Heiligen auf Erden. – „Seo Graciano, ... Sie sind ein ehrwürdiger alter Mann, und ich bedaure es, Ihnen zu widersprechen. Aber hören Sie auf das, was ich sage... Wenn Sie hier gut leben wollen, so prägen Sie dieses in Ihr Gedächtnis ein: Vorsicht vor dem bösen Blick des Serápio Costa! Wenn der etwas lobt, dann ist der Schaden geschehen!“

Und während er mit dem Fingernagel das Mundstück der Maisstroh-Zigarette zurechtdrückte, wiederholte er:

„Hüten Sie sich vor dem bösen Blick des Serápio Costa!“

Es war, wie Januarinho gesagt hatte, dass der Mann ohne seine Rassepferde einfach nicht leben konnte. Es war wirklich so!

Keine zwei Monate war der alte Graciano im Ort, als Januarinho ihn eines schönen Tages antraf, wie er einen einfachen Bretter-Anbau an seinem Schuppen errichtete. Am nächsten Tag war der Pferdestall fertig. Und eine Woche später war der „Minuano“ da. „Minuano“ war das schönste Pferd, das der alte Graciano in seinem Leben während seiner ganzen Laufbahn als passionierter Liebhaber des Rennsportes jemals besessen hatte. „Minuano“ stammte ab von der Stute „Conta Gotas“ und dem „Falcão“ des verstorbenen Antero. Welche Rasse, meine Lieben!

Der alte Graciano hatte den „Minuano“ an Xandico Peres verkauft, und zwar war das ein Geschäft, wie es höchstens zwischen Vater und Sohn gemacht wird. Als er daher dem Freunde schrieb und ihm vorschlug, den Verkauf rückgängig zu machen, da konnte

der Xandico nichts anderes tun, als den Vorschlag annehmen, - das ist klar! – und wenige Tage darauf war der „Minuano“ in den Händen seines alten Herrn.

Wie gross war die Freude, die seit der Ankunft des „Minuano“ in der Hütte herrschte! Der alte Graciano war ordentlich jünger geworden. Und es war schön, ihn vom frühen Morgen an bis zum Abend, mit seinem Rassepferd herumhantieren zu sehen. Benedito, das im Hause grossgezogene Negerlein, musste auf dem Pferde galoppieren, aber für seine Fütterung sorgte der Alte selber. Und gegen Abend, wenn die Sonne nicht mehr so heiss war, sattelte Graciano Rodrigues den „Minuano“ und ritt spazieren durch das Städtchen, bis zum See.

Es erregte Bewunderung, wie grossartig der Alte auf seinem rotbraunen Rassepferd durch die Hauptstrassen des Ortes ritt. Die Bekannten grüsste er nur, indem er mit überlegener Geste mit der Hand an den Hutrand tippte. Für Freunde hatte er ein herablassendes Lächeln. Und Fremde übersah er: ... ich kenne dich nicht!

Auf „Minuano“ reitend war Graciano Rodrigues ganz verwandelt. Er war wie ein König auf dem Thron.

Eines Tages kam der alte Graciano in leichtem Trab auf „Minuano“ vom See zurück, als ein Unbekannter auf der Strasse ihn grüsste und sogleich erklärte:

„Ja, mein Freund. Ich wohne dort in dem kleinen Haus. Um diese Stunde habe ich Sie immer hier vorbei reiten sehen. Und so entschloss ich mich, Sie heute hier zu erwarten, denn ich hatte die grösste Lust, Ihr Pferd aus der Nähe zu sehen.“

Auf diese Worte zögerte Graciano Rodrigues nicht. Er verhielt die Zügel.

„Und ausserdem“, fuhr der Unbekannte fort, „war es nicht nur des Pferdes wegen. Sie sind hier neu zugezogen, und da hat man doch die Pflicht sich vorzustellen und sein Haus anzubieten, nicht wahr?“

Graciano Rodrigues erwiderte die Höflichkeit gleichermassen:

„Vielen Dank. Wenn Sie dort an der Kirche vorbei kommen auf der Strasse, die zum Pass führt, auf der rechten Seite, da steht eine Hütte zu Ihren Diensten. Und übrigens, ich bin Graciano Rodrigues, zu dienen.“

Celeste Ribeiro-de-Sousa

„Gleichfalls. Ich heiße Serápíó Costa, Ihr Diener. In meinem Hause fehlt es nie an heissem Wasser für einen Chimarrão. Wenn es beliebt...“

„Ist recht, Seu Serápíó“.

„Aber“ – der Mann war wahrhaftig entzückt von „Minuano“ – „aber wenn dieser Ihr Gaul von weitem wunderschön anzusehen ist, was soll man dann erst aus der Nähe sagen, wie, Seo Graciano? Das ist ja ein Bild von einem Pferd!“

Graciano Rodrigues schwellte die Brust vor Stolz. Der „Minuano“ bewegte sich nervös, als ob ein unsichtbarer Sporn seine Flanke berührte. Und Sérgio [Serápíó] Costa musterte den Rotfuchs von vorn bis unten:

„Man sieht schon, dass das ein feuriges Pferd ist: die feinen Ohren, weit offene Nüstern, der schöne Hals, der kleine Huf.... und dazu vor allem die Farbe, ein Fuchs hat Temperament. Der nimmt spielend die Rennbahn, nicht wahr?... Das kann ich Ihnen sagen, mein Freund, ein so schönes Pferd wie dieses ist schwer zu finden!“

„Danke, Seo Serápíó.“ Graciano Rodrigues konnte seine stolze Freude nicht verbergen. „Und ich will Ihnen nur sagen, wenn Sie diesen Gaul loben, so ist das, als lobten Sie meinen Sohn. Dieser Gaul ist meine Freude, mein ganzer Stolz.“

„Das glaube ich, und Sie haben Recht...“

„Schön und gut. Entschuldigen Sie mich, Seo Serápíó, aber ich muss weiter, ehe es ganz dunkel wird.“ Er reichte ihm die Hand. „Also bis bald, so Gott will!“

„Ich will Sie nicht aufhalten, Seo Graciano. Und Sie wissen: wenn Sie zu meiner Hütte kommen, nur abgesehen, und Sie sind zu Hause...“

Graciano Rodrigues entfernte sich, er wiegte sich im Sattel im weichem Trab des rotbraunen Pferdes. Und im Takt mit dem Trab hielt er ein Selbstgespräch.

„Serápíó Costa..., der Name kommt mir bekannt vor... Serápíó Costa?... Na, also, es schien mir doch so! So ist dies also der Mann, von dem Januarinho mir sprach, der seinen Weizen mit dem ‚bösen Blick‘ verhext hat!“

Und wie er an die Geschichte zurückdachte, musste er schliesslich lachen:

„Was für Dummköpfe es doch auf dieser Welt gibt! Wer kann glauben, dass ein gut aussehender Mann, mit guten Manieren, ein echter Gaúcho, mit seinem Blick Unheil anstiften könnte?... ‚Böser Blick‘, das fehlte gerade noch!“

Und sein Lachen schallte die Strasse zum Pass entlang...

Andern Tags in der Morgenfrühe sass Serápio Costa vor seiner Hütte und trank Chimarrão, als er das Tor in der Umzäunung zuschlagen hörte. In dem Näherkommenden erkannte er gleich den alten Graciano Rodrigues, und mit aufrichtiger Freude rief er ihm von weitem zu:

„Herzlichst willkommen, Seo Graciano! Ihr Besuch kommt früher als ich dachte! Kommen Sie näher! Ja, aber... ich wundere mich, warum Sie heute nicht auf ‚Minuano‘ reiten? Was ist denn geschehen?“

Graciano Rodrigues konnte nicht sprechen. Er zitterte. Er erblasste und wurde im selben Augenblick dunkelrot. Die Schlagadern an seinem Hals waren blaurot und schienen nahe daran zu platzen. Und als er endlich seine Stimme wieder fand, überstürzten sich seine Worte:

„Was geschehen ist? Haben Sie wirklich noch den Mut zu fragen, he, Seo Serápio Costa?! So hören Sie denn: mein Rennpferd ist draufgegangen... Erst kam diese Lähmung, dann Atemnot, Schaum aus dem Maul, die Augen werden glasig, und es wird immer schlimmer und schlimmer, und im Morgengrauen streckt er sich und verendet... Ich bin hergekommen, um Ihnen Ihr Verbrechen vorzuhalten. Der ‚Minuano‘ war mein Ein und Alles; und Sie haben den Armen gelobt!... Nie habe ich gedacht, dass ein Auge solch Unheil anrichten könne...“

Nach diesen Worten gelang es dem Alten, zu Atem zu kommen. Und mit einem tiefen Stöhnen setzte er den Schluss dazu:

„Das muss man sehen, um es zu glauben! Dieses Ihr Auge ist eine Waffe, Menschskind! Das ist eine mächtige Waffe!“

Am nächsten Tag wusste das ganze Dorf von dem Geschehenen. Und sogar Januarinho fühlte sich genötigt, sich gegenüber seiner Frau auszusprechen.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

„Du liebes Bisschen, Rufina, das habe ich denn doch nicht erwartet!... Und dabei habe ich den alten Graciano gewarnt! Das heisst aber doch einen wirklich bösen Blick haben!... Also... wenn man dem bösen Blick des Serápio Costa ausgesetzt ist,... nur aus guter Schussweite!

Serápio Costa war schieläugig zur Welt gekommen. Blind auf einem Auge. Und für immer.

Deutsche Quellen:

- Fischer, Charlotte Wollermann. Der böse Blick. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1972, S. 179-186.
- Fischer, Charlotte Wollermann. Der böse Blick. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Charlotte Wollermann Fischer (1902-1988): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2013. On line.

Em português

- Barbosa Lessa, Luiz Carlos. O mau olhado. In: Barbosa Lessa, Luiz Carlos. *O boi das aspas de ouro*. Porto Alegre, Globo, 1958.

Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte

Charlotte Wollermann Fischer

Die Wiedereinführung des Ackerbaus in das wirtschaftliche Leben von Rio Grande do Sul war ein Faktor, der tiefgreifendste soziale Folgen nach sich zog. Im vorigen Jahrhundert kamen deutsche und italienische Einwanderer mit ihren Pflügen bis an die Kampgrenzen heran. In früheren Zeiten hatten schon die Azorianer die Leute gelehrt, Weizen zu pflanzen. Doch der Rost hatte die Weizenpflanzungen restlos vernichtet. Seither war es ausschliesslich die Viehzucht gewesen, die in jeder Beziehung das kulturelle Panorama von Rio Grande do Sul geformt hatte. Doch mit der Wiedereinführung des Ackerbaus änderte sich alles. Der Wert von Grund und Boden stieg. Neue wirtschaftliche Perspektiven tauchten auf. Grosse Latifundien von Weideland wurden in ertragreiche Grundstücke für den Ackerbau der Einwanderer aufgeteilt. Drahtzäune durchquerten das Land der Estancias, und das früher wilde Vieh wurde zahm und fügsam. Viehzucht-Fazendas, die früher Dutzende von Hilfskräften gebraucht hatten, kamen jetzt mit einem halben Dutzend von Knechten aus. So gab es Arbeitslosigkeit auf dem Kamp. Und dann begann die Landflucht. Und es kam die Revolte der Gauchos, die die traditionelle Arbeit bei den Rodeios gewohnt waren, gegen das Vordringen der Pflüge. Kaum waren jedoch einige Jahrzehnte vergangen, da erstand ein neues Rio Grande do Sul, das nun vielfach die „Kornkammer Brasiliens“ genannt wird.

Während der Weihnachtsmann die ersten Bissen ass, hatte ich die beste Gelegenheit, seine ernsten und dabei doch gütigen Gesichtszüge zu betrachten. Dieses alte Männchen mit dem langen, weissen Bart, dem ich tags zuvor zufällig begegnet war, hatte sich als der beste „Weihnachtsmann“ erwiesen, den ich in mein Haus hätte bringen können. Seine sanfte Stimme sowie auch die väterliche Art, womit er meine Kinder liebte, während er die Geschenke verteilte, hatte uns Leute vom Haus alle tief

bewegt. Es war dann wirklich schwierig gewesen, die Kinder zu überzeugen, dass der Weihnachtsmann nun weitergehen müsse, und dass sie ihn nun in Ruhe lassen sollten. Sie wussten selbstverständlich nicht, dass er in diesem Augenblick gleich nebenan in der Küche sass und einen guten Teller Essen genoss, den ich für ihn hatte aufbewahren lassen, und der übrigens einen Teil des versprochenen Lohnes für seine „Arbeit“ darstellte.

„Wollen Sie nicht vielleicht lieber erst den Mantel ausziehen?“ fragte ich ihn. „Es dürfte doch wohl ein bisschen heiss sein in diesem grossen, roten Mantel...“

„Ach, bemühen Sie sich nicht, Herr Doktor“, erwiderte er lächelnd. „Lassen Sie mich so. Ich spiele gern den Weihnachtsmann. Lassen Sie mich nur...“

Aus dem Wohnzimmer tönte das Jubelgeschrei der Kinder herüber, die voller Freude noch mit ihren soeben erhaltenen Geschenken beschäftigt waren.

„Hören Sie?“ fragte ich und deutete auf die Tür. – „Hören Sie nur, wie froh die Kinder über Ihren Besuch sind! ... Und das erinnert mich daran, wie der Weihnachtamann in mein Elternhaus kam, als ich ein kleiner Junge war. Der Besuch machte einen so tiefen Eindruck auf mich, dass ich mich bis heute an die kleinsten Einzelheiten erinnern kann“.

Dabei fiel mir eine naheliegende Frage ein:

„Und wie ist es mit Ihnen? Hat der Weihnachtsmann Sie auch besucht, als Sie ein Kind waren?“

Der Weihnachtsmann blickte auf und starrte mich sekundenlang an, bevor er antwortete.

„Ich?... Weihnachtsmann?... Der Weihnachtsmann mich besuchen, als ich ein Kind war?... Na hören Sie, Herr Doktor!“

Er senkte den Blick wieder. Ich schwieg, weil ich seine ausweichende Antwort nicht verstand. Aber gleich fügte er hinzu:

„Nun ja, Herr Doktor. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein Stück aus meinem Leben erzählen.“

„Ja, ja! Erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Es wird gewiss interessant sein, ‚Die Geschichte vom Weihnachtsmann‘ zu hören!“

Ich wandte mich um und liess von dem Dienstmädchen eine Flasche Wein bringen. Der Weihnachtsmann hatte einen Schluck guten Weines wohl verdient, weil er

an diesem Abend seine Sache so gut gemacht hatte. Und als er den Wein probiert hatte, schnalzte er wahrhaft geniesserisch mit der Zunge, bevor er zu erzählen begann.

„Also gut. Ich heiße Jango Batista und stamme von Encruzilhada, mein Vater war der verstorbene Manuel Batista, Verwalter eines Aussenpostens von den Amarals. Auf dem Posto Branco bin ich geboren und aufgewachsen. Als ich ein kleiner Junge war, da war Weihnachten ein Tag wie jeder andere, und Weihnachtsmann und Spielzeug, - das kannte ich nicht. Aber als ich heranwuchs, wurde Weihnachten ein schönes Fest für mich. Als guter Sänger, der ich war, konnte ich bei den Heiligen Drei Königs-Umzügen mitsingen, und in kurzer Zeit wurde ich der beste Vorsänger der ganzen Gegend. Um Weihnachten herum fingen wir damit an, und das ging fort bis zum 6. Januar. Von Haus zu Haus zogen wir, die Geburt Unseres Herrn zu verkünden. Das waren schöne Festtage. Das war die gute Zeit, die heute nicht mehr wiederkommt, Doktor.“

Eine Weile schaute der Weihnachtsmann auf sein Weinglas, seine zitternden Hände schienen es zu streicheln. Und mit sehnsuchtsvoller Stimme fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Bei einem solchen Heiligen Drei Königs-Umzug lernte ich Anna Theresa kennen. Sie war das Patenkind von Zeca Vieira und war auf seiner Estancia zu Besuch. Wie gut ich mich an ihre schwarzen Augen erinnere, wie sie mich anschaute, als wir auf die Veranda kamen, um die Herrschaft zu begrüßen. Und das kann ich Ihnen sagen, Doktor, nur für diese Augen und für sonst nichts und niemand habe ich an jenem Abend den Abschiedsgruss gesungen:

Lebt wohl und denkt an Christus,
der in Betlehem war,
die Drei Könige nehmen Abschied
biz zum kommenden Jahr.

Und beim nächsten Weihnachtsfest“, fuhr er fort, „begannen die Heiligen Drei Königs-Umzüge beim Posto Branco, - an meinem Hochzeitstag mit Anna Theresa. Nach unserer Hochzeit blieben wir da wohnen. Und als wenige Monate später mein Vater starb, blieb ich da als Verwalter des Postens vom Coronel Amaral. Und wer sollte es denn auch sein, wenn nicht ich, meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?“

„Ja, gewiss. Da doch Ihr Vater schon Verwalter dort gewesen war, nicht wahr?“

„Nicht nur deshalb, Doktor. Die Sache ist schon sehr alt. Ich will es Ihnen erklären. Die ‚Estancia Velha‘ von den Amarals war eine der grössten Besitzungen am Camaquam-Fluss. Mein verstorbener Vater erzählte, dass zur Zeit, als die Riograndenser gegen die Kastilianer Krieg führten, ein gewisser Amaral, ein Kerl von echtem Schrot und Korn, wie ein Tiger die Ufer des Camaquam an der Furt verteidigte und keinen einzigen Kastilianer die Furt durchreiten liess. Als dann Frieden geschlossen wurde, liess der König jene Kampfgebiete am Fluss dem Amaral als Belohnung für seine Tapferkeit schenken. Die Estancia, die sehr gross war, wurde in einzelne Weidegründe aufgeteilt. Und das Weidegebiet ganz weit hinten am Flussufer, der sogenannte ‚Posto Branco‘, wurde einem Batista, dem Rotkopf Batista – dem Stammvater meiner Familie, - zur Verwaltung übergeben. Er war einer der wenigen Kriegskameraden des alten Amaral im Kampf gegen die Kastilianer. Und so, Doktor, wie seitdem die ‚Estancia Velha‘ immer den Amarals gehörte, so war der ‚Posto Branco‘ immer für einen Batista als Verwalter vorgesehen. Nur als Angestellter, wohl verstanden, aber immer mit allherhand Vorrechten, so durfte er für sich etwas Vieh ziehen und derlei Dinge.“

„Sie wollen also sagen, dass Ihre Familie immer auf jenem Posten wohnte?“

„Ja, gewiss! Und da können Sie sich vorstellen, mit welcher Sorgfalt ich den Posten verwaltete, seit mein Vater gestorben war. Und wie hätte es auch anders sein können?... Hatten denn nicht schon meine Grosseltern hier gelebt? War ich nicht hier geboren und aufgewachsen? Und hatte ich hier nicht Anna Theresa geheiratet? Hatte ich hier nicht meine drei kleinen Trabanten zur Welt kommen sehen und...“

„Drei Kinder?“

„Ja, Doktor. Das ging schnell. Zwei Mädchen und ein Junge. Der Jüngste war Joãozinho* ...“

Der Weihnachtsmann wiegte leise lächelnd den Kopf und bemerkte:

„Ein wilder Schlingel, sage ich Ihnen. Ein kleiner Raufbold, - ab und zu kam er ganz zerschlagen nach Hause. Aber er war so ein hübscher Junge, der Joãozinho.“

„Aber vergessen Sie Ihr Essen nicht“, warf ich ein, „es wird ganz kalt auf dem Teller, während Sie erzählen...“

* João – Hans, Joãozinho – Hänschen (Anm. d. Übers.).

„Tja, Doktor! Man vergisst alles, wenn man so zurückdenkt... Aber gut... Sie fragten mich, ob ich in meiner Kindheit den Weihnachtsmann gekannt hätte, nicht wahr? Da will ich Ihnen gleich antworten. Zum ersten Mal brachte Joãozinho diese neue Kunde nach Hause. Er war immer mit den Kindern eines „Deutschländers“ zusammen, der sich da am Flussufer bei der Furt angesiedelt hatte. Und da kommt der Junge eines Tages nach Hause mit der Nachricht, dass in das Haus seines Freundes Fritz der ‚Weihnachtsmann‘ kommen würde, ein altes Männchen mit weissem Bart, der jedes Jahr am Heiligabend von einer Hütte zur andern ging und den Kindern Spielzeug brachte. Noch heute erinnere ich mich, wie ich den Jungen ausschalt: Red´keinen Unsinn, João! Hör mal, wo gibt es denn das, dass Geschenke vom Himmel fallen?! Geschenke kriegt man, wenn man gut für die jungen Kälber sorgt oder beim ‚Rodeio‘ die vom Ungeziefer befallenen Rinder von ihren Plagegeistern säubert. Das Gerede vom Weihnachtsmann ist eine Lügengeschichte, die diese Ausländer dir in den Kopf setzen wollen. Ich habe ja schon oft gesagt, wenn du immer mit diesen Leuten verkehrst, dann wird es zum Schluss eine grosse Schweinerei geben!“

„Aber“ warf ich ein „tatsächlich besuchte der Weihnachtsmann Ihren Nachbar, den Kolonisten, nicht wahr? ... Ich kann mir Ihre Überraschung vorstellen, als Joãozinho Ihnen die Spielsachen schilderte, die die Kolonistenkinder von jenem ‚Weihnachtsmann‘ bekommen hatten!...“

„Das ist wahr, Doktor, das ist wahr!... Und so ist der Weihnachtsmann in meine Heimat gekommen. In jenem Jahr brauchte er nur zwei Häuser zu besuchen, das vom Fritz und das von seinem Vetter, einem andern Deutschländer, der etwas weiter stromab wohnte. Aber, Doktor, das ist unbeschreiblich: zwei drei Jahre später musste der Weihnachtsmann schon tüchtig traben, um mit seinem Dienst fertig zu werden... Denn waren nicht ganze Scharen von Ausländern an den Fluss gekommen, und stromauf und stromab schossen nun Hütten aus der Erde, Holzhäuser, und Pflanzungen hier und Zäune da, - bis das ganze Flussgebiet auf einmal ganz verändert war! Die Kolonie war gekommen! Und gedieh wie ein Kürbnis auf dem Misthaufen!... Ich besinne mich nur, als Anna Theresa starb, - das sind nun vierzehn Jahre her -, als die arme Anna Theresa starb, da hatten sie sogar schon eine Kirche bei den Deutschländern im Dorf. Und die Deutschländer vermehrten sich, und auf allen Hügeln ringsum sassen Blondköpfe, - das war doch wirklich schon ein Wahnsinn!“...

„Ich kann nur sagen, Doktor, dass eines schönen Tages der Herr mich zu sich kommen liess. Der jetzige Herr der Estancia war Candinho Amaral, der einzige Sohn des verstorbenen Coronel, meines guten, alten Herrn, Gott hab'ihn selig. Ich kam zur Estancia, und ich besinne mich heute noch, wie Seu Candinho mit stockender Stimme zu mir zu sprechen anfang. Er redete erst so herum, ganz von weitem, kam von einem aufs andere, sprach von diesem und jenem, bis er mir mitteilte, er habe das gesamte Gebiet des Aussenpostens Posto Branco an die Einwanderer verkauft!... Ich kann Ihnen sagen, Doktor! Nicht beschreiben kann ich Ihnen den Schlag, den ich in meinem Herzen fühlte.... Ich konnte nicht glauben, was ich hörte! Der Herr konnte doch unsern echten, urtümlichen Kamp nicht an die Kolonisten verkauft haben, die ihn mit ihren Hacken zuschanden machen würden! Ich konnte es nicht glauben!.... Aber seu Candinho sprach mehr als deutlich, als er die Sache wiederholte:

„Ja, das ist es. Ich habe den Aussenkamp verkauft. Einen andern Posten kann ich Ihnen nicht bieten, weil ich sobald wie möglich den ganzen Kamp verkaufen will. Deshalb, Seu Jango, packen Sie Ihre Sachen zusammen und besorgen Sie sich eine Stelle auf einer andern Estancia. Vor Ende des Jahres muss der Aussenkamp vollständig geräumt sein, damit ich ihn den Kolonisten übergeben kann. Verstanden?“

Der Weihnachtsmann schwieg lange Zeit; vergessen war das Essen, die Erzählung, alles. Ich, meinerseits, beschränkte mich darauf zu warten, bis er den Faden seiner Lebensgeschichte wieder aufnehmen würde.

„Und von da an, Doktor, mag ich garnicht daran denken, wie mein Leben sich weiter gestaltete. Es ging von einer Estancia auf die andere, ohne feste Anstellung, - da habe ich schwer, schwer gelitten, Doktor!... So um diese Zeit war es, dass Joãozinho, der inzwischen ein grosser Bursche geworden war und auf einer Reispflanzung arbeitete, - Sie wissen ja, in all der Nässe -... sich eine böse Krankheit holte, die er nicht überleben konnte. Joãozinhos Tod war ein schwerer Schlag, Doktor! Denn es war ja mein Sohn, der unsern Lebensunterhalt ziemlich im Gleichgewicht hielt, denn ich war schon sehr krank, mit solchen Schmerzen im Unterleib, dass ich manchmal nicht einmal mehr reiten konnte. Und so beschloss ich eines Tages das Leben in der Stadt zu versuchen. Ich meinte, ich würde schon irgend eine Arbeit in der Stadt finden, und meine beiden Töchter, die schon erwachsene Mädchen waren, würden sich mit Gottes Hilfe auch zurecht finden. So verkaufte ich meine Sachen, das Sattelzeug und schliesslich sogar

meinen alten Fuchs, die letzte Erinnerung an das Leben auf dem Kamp. Es schmerzte mich in der Seele, als ich zusah, wie mein Pferd, mein Freund, von der Hand eines Andern fortgeführt wurde... Und am nächsten Tag zog ich mit den Mädchen in die Stadt. –“

Der Weihnachtsmann strich mit der Hand über die Augen und versuchte eine heimliche Träne zu verbergen. Zweimal öffnete er den Mund, um seinen Bericht fortzusetzen. Aber zweimal konnte er, tiefbewegt, kein Wort herausbringen.

„Na ja, Doktor“, sagte er endlich. „Hier beende ich meine Geschichte. So wie Sie mich gestern nachmittag antrafen, - das gibt Ihnen eine Vorstellung davon, was ich durchgemacht habe. Ich kann Ihnen nur sagen: als Sie mir diesen Teller Essen versprachen und ein paar Milreis, wenn ich mich als Weihnachtsmann verkleiden würde, - da habe ich keinen Augenblick gezögert.“

Der Alte lächelte und fügte hinzu:

„Das Fest war schön, nicht wahr? Sehr Schön! Wie die Kinder mich so übergücklich anschauten, als ich ihnen die Geschenke gab! Nicht wahr, Doktor?“

„Oh Weihnachtsmann...“ ich konnte kaum sprechen. – „Wieviel Freude haben Sie heute in unser Haus gebracht, und welchen Frieden in unsere Herzen!“... Das ist doch wunderbar im Leben, lieber Weihnachtsmann, dass einer, der auf seinen Schultern jahrelang die Last des Unglücks schleppt, - eines Tages den andern soviel Freude bringen kann...“

„Ja, Doktor... es gibt Dinge in dieser Welt, die so ein rauher Kerl wie unsereins, der nichts vom Leben weiss, niemals verstehen kann. Mein Bart ist weiss, mein Körper geschwächt, und erst jetzt, am Ende meines Lebens, fühle ich, dass mir der Weihnachtsmann fehlt. Ich möchte wieder ein Junge sein, um in gutem Glauben den Weihnachtsmann um ein Geschenk zu bitten. Dann würde ich ihn um ein Pferd bitten, diesen Schatz, der mich mein ganzes Leben lang begleitet hat, und den ich zugleich mit meinem Heim verloren habe. Heutzutage, wenn ich mich durch die Strassen schleppe und über die Steine am Weg stolpere, dann denke ich an nichts anderes: eines Tages möchte ich wieder mein Pferd besteigen, mein eigenes Pferd, und auf den Kamp hinaus galoppieren mit derselben Begeisterung, mit der vor vielen Jahren der alte Rotkopf Batista seinem Pferd die Sporen gab und die Grenze Brasiliens weiter vorwärts trug, immer weiter vorwärts! Die Grenze wich zurück, und der alte Batista schenkte Brasilien

ein Stück Land... Ein Stück Land, das meinen Eltern gehörte... ein Stück Land, das mein war...“

-Niemals werde ich die leidenschaftliche Bitte vergessen können, die ich aus dem Munde des „Weihnachtsmann“ hörte:

„Weihnachtsmann“... murmelte dieser Alte mit dem weissen Bart, indem er bekümmert an den vergoldeten Knöpfen seines roten Mantels herumfingerte, „Weihnachtsmann, der du doch Jahr für Jahr die Städte besuchst, warum vergisst du denn den Kamp?... Hat das Licht des Fortschritts deine Augen so verblendet? Siehst du denn nicht, dass dort hinter den Hügeln viele Menschen wohnen, die sich ein Weihnachtsgeschenk wünschen?... so viele Jungen, die von einem Pferdchen zum reiten träumen... Und so viele hübsche Mädchen, die nicht ein bisschen Parfüm haben, wenn sie den Liebsten erwarten. Und so manchem alten Gaucho in seiner kleinen Hütte fehlt das Brot, das fröhlich macht, und das Licht, das den Geist belebt. Weihnachtsmann! Warum nur vergisst du den Kamp in meinem Rio Grande?... Höre, Weihnachtsmann,... wenn du das nächste Mal wiederkommst, dann bring´uns – darum bitte ich dich, du mein Heiliger! – Dann bring´uns tausend Pferde mit und verteile sie an die Leute auf dem Kamp. Denn in unserer Heimat gibt es schon Gauchos ohne silberne Sporenräder, ohne Sporen... ohne Heim...“

Deutsche Quellen:

- Fischer, Charlotte Wollermann. Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1973, S. 221-226.
- Fischer, Charlotte Wollermann. Der Weihnachtsmann erzählt eine Geschichte. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Charlotte Wollermann Fischer (1902-1987): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2013. On line.

Em português

- Barbosa Lessa, Luiz Carlos. *O papai Noel conta um caso*. São Paulo: Shinseken Brasil, 2003.

Das Fest im Himmel

Hilda Siri

Alle Voegel der Welt waren zu einem Fest im Himmel eingeladen.

Sie waren sehr stolz darueber und bruesteten sich vor den anderen Tieren, die nicht fliegen konnten, nur um sie neidisch zu machen.

Doch wer, glaubt ihr, behauptete steif und fest, sie ginge auch auf's Fest ...

Die Kroete.

Ausgerechnet die Krote, plump und dick, die nicht einmal richtig laufen konnte, sie wollte zum Fest im Himmel. Sie sei eingeladen, behauptete sie, und deshalb muesse sie auch hin, koste es, was es wolle. Die Tiere wollten sich schief lachen, die Voegel aber barsten beinahe vor Lachen.

Die Kroete hatte jedoch ihren Plan. Am Vorabend besuchte sie den Raben, und hielt mit ihm ein Schwaetzchen ab. Sie war so voller lustiger Einfaele, dass der Rabe nicht aus dem Lachen und Schmunzeln herauskam. Nach einem Viertelstuedchen erhob sich die Kroete und sagte, sich verabschiedend:

- Leben Sie wohl, Herr Rabe; wer hinkt muss zeitig aufbrechen, um puenktlich sein Ziel zu erreichen. Ich werde mich jetzt schon auf den Weg machen, denn es ist weit.

Der Rabe fragte erstaunt:

- Ja, gehen Sie denn wirklich, Frau Kröte?
- Und ob ich gehe. Auf ein baldiges Wiedersehen.

Doch anstatt heimzugehen, schlich sich die Kroete um das Haus herum in die Schlafkammer des Raben. Auf dem Bett lag seine Bassgeige, mit der er immer bei Festen aufspielte. Bestimmt wuerde er sie auch zum Fest im Himmel mitnehmen. Ohne lange zu ueberlegen, schluepfte sie durch das grosse runde Loch und versteckte sich im dicken Bauch der Bassgeige.

Etwas spaeter ruestete sich der Rabe zur Reise, hing die Bassgeige ueber die Schulter und schwang seine Fluegel. Auf zum Himmel, rru-rru-rru.

Oben angekommen, legte der Rabe seine Geige beiseite und begab sich zu den anderen Voegeln. Die Kroete spaechte mit einem Auge durch einen Spalt und als sie feststellte, dass sie allein war, sprang sie mit einem Hops heraus und huepfte froh die Strasse entlang.

Nicht zu beschreiben die Verwunderung der Voegel, als sie die Kroete im Himmel huepfen sahen. Sie fragten und forschten, wie sie in den Himmel gekommen sei, aber die Kroete liess sich nicht aushorchen und gab nur ausweichende Antworten. Das Fest begann und die Kroete beteiligte sich munter daran. Sie ass und trank, tanzte und sang mit ihrer unkenden Stimme soviel es ihr Spass machte. Doch bevor das Fest zu Ende ging, verschwand sie unauffaellig. Sie wusste nur zu gut, dass sie nur auf demselben Wege zurueckkehren koennte, auf dem sie gekommen war. Sie hüpft in die Herberge, wo der Rabe untergebracht war, suchte die Bassgeige und versteckte sich wieder darin.

Als die Sonne aufging, war das Fest zu Ende und alle Geladenen flogen heimwaerts. Der Rabe hing die Bassgeige ueber die Schulter und flog zurueck zu Erde, rru-rru-rru ...

Auf halbem Wege, bei einer Biegung, bewegte sich die Kroete. Der Rabe, der sich das Gerumpel in seiner Geige nicht erklaren konnte, sah nach, und fand im Dunkel des Geigenbauches die Kroete, zusammengekruemmt wie ein Ball.

- Aha, Frau Kröte, so sind Sie also auf das Fest in den Himmel gekommen? Wenn Sie sich nur nicht taeuschen ...

In einer Hoehe, aus der die Haeuser aussahen wie Streichholzschachteln, schuettelte er die Bassgeige solange, bis die Kroete herausfiel. Sie stuerzte herunter, dass es im Fallen nur so sumnte.

„Himmel, bimmel!
Wenn das gut geht,
Niemals mehr Fest im Himmel!“

Und als sie da unten die Berge liegen sah:

- Geht aus dem Weg, ihr Felsen, wenn nicht, erschlage ich euch!

Sie schlug aber selbst wie ein Mehlkloss auf den Steinen auf und barst in tausend Stuecke.

Die heilige Mutter Gottes aber, die Mitleid mit der Kroete hatte, las alle Stueckchen auf, klebte sie zusammen und hauchte ihr neues Leben ein.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Und seitdem sieht die Kroete so aus, als sei sie aus lauter Flicken zusammengesetzt.

Deutsche Quellen:

- Siri, Hilda. Das Fest im Himmel. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1956, S. 267-268.
- Siri, Hilda. Das Fest im Himmel. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Hilda Siri (1918-2007): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2008.
On line.

Em português

- Câmara Cascudo, Luís da. Contos etiológicos - A festa no céu. In: Câmara Cascudo, L. *Contos tradicionais do Brasil*. São Paulo: Global, 2014.
On line.

Geschichten um den Caboclo

Juanita Schmalenberg Bezner

Ein Pater und ein Student bereisten zusammen den Sertão und hatten als Lastträger einen Caboclo bei sich. In einem Hause, in dem sie übernachtet hatten, bekamen sie einmal einen kleinen Käse aus Ziegenmilch geschenkt, den sie als Wegzehrung mitnehmen sollten. Da sie aber nun nicht wußten, wie sie ihn teilen sollten und jeder sowieso nur Anrecht auf ein kleines Stück davon hatte, so bestimmte der Pater, sie sollten sich schlafen legen und der Käse würde am anderen Tage demjenigen gehören, der den schönsten Traum gehabt hätte. Mit seinen Redekünsten glaubte er die beiden anderen mühelos in den Sack stecken zu können.

Indessen nahmen die zwei sein Angebot an und legten sich nieder zum schlafen. Mitten in der Nacht wachte plötzlich der Caboclo auf, schlich hinaus, holte sich den Käse und verzehrte ihn mit Behagen.

Am folgenden Morgen versammelten sich die drei am Kaffeetisch und der Pater fing als erster an, von seinen Traumerlebnissen zu erzählen. Er berichtete, daß er die Leiter Jakobs gesehen habe und wie wunderschön sie gewesen sei und daß er schließlich im Triumph auf ihr hinaufgestiegen sei in den Himmel. Der Student dagegen wollte sich schon im Himmel gesehen und dort auf die Ankunft des Paters gewartet haben. Er malte ihn in den wunderbarsten Farben und lächelnd hörte der Caboclo allem zu, bis die Reihe an ihn kam.

„So hat mirs auch geträumt“, fing er an, „Der Pater stand auf der Leiter, die zum Himmel führte und Sie, Herr Doktor, breiteten ihm aus dem Himmel die Arme entgegen. Ich stand allein unten auf der Erde und rief mit Leibeskräften zu euch hinauf:

„Herr Pater, Herr Doktor, der Käse! Ihr habt ja den Käse vergessen!“ und ihr antwortet von weit – weit her – „Behalte den Käse nur! Behalte ihn! Er gehört dir! Wir

Celeste Ribeiro-de-Sousa

sind hier oben im Himmel, wir brauchen keinen Käse mehr!“ Und dieser Traum war so stark, daß ich glauben mußte, alles sei wahr. In der Nacht, während ihr schließt, ging ich hinaus, holte mir den Käse und aß ihn auf...“

Deutsche Quellen:

- Bezner, Juanita Schmalenberg. Geschichten um den Caboclo. In: *O ano. Das Jahr. Brasilianischer Volks-Kalender*. Florianópolis: Livraria Catarinense de Carlos Alperstedt, 1949, S. 102.
- Bezner, Juanita Schmalenberg. Geschichten um den Caboclo. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Juanita Schmalenberg Bezner (1908-1988): vida e obra*. São Paulo: Martius-Staden Institut, 2014. On line.

Em português

- Barroso, Gustavo. O caboclo, o padre e o estudante. In: Barroso, Gustavo. *Ao som da viola*. São Paulo: Rio de Janeiro, Leite Ribeiro, 1921, p. 413.
Disponível em >http://releituras.com/gustavobarroso_caboclo.asp<

Der Sacy

Juanita Schmalenber Bezner

Wohl alle Völker haben ihre Sagen- und Märchengestalten, die oft, von reicher Phantasie umgeben, den guten Menschen Gutes tun und böse Menschen bestrafen. So kennt man in Deutschland den Berggeist Rübezahl aus Schlesien oder den listigen Till Eulenspiegel aus dem Norden, um nur zwei zu nennen. Die Gebrüder Grimm hörten den Großmüttern zu, wenn sie ihren Enkelkindern die Sagen und Märchen erzählten, und schrieben alles auf. Eine der in Brasilien bekanntesten Gestalten ist der einbeinige Sacy mit seiner roten Kappe und dem schadenfrohen Gelächter, wenn er wieder jemandem einen Streich gespielt hat. Kaum ein anderer brasilianischer Schriftsteller hat so viele gruselige, aber auch lustige und lehrreiche Geschichten festgehalten oder sich ausgedacht wie Monteiro Lobato, von dem die folgende geisterhafte Erzählung stammt.

Die Umdrehung der Erde erzeugt die Nacht, die Nacht erzeugt die Furcht und die Furcht gebiert das Übernatürliche: Gottheiten und Dämonen haben ihren Ursprung in der Finsternis.

Wenn die Sonne aufsteigt, entdämonisiert sich die Natur. Der Sabat hört auf. Satan versinkt in der Unterwelt, gefolgt von der Meute kleinerer Teufel. Die Hexe nimmt wieder menschliche Gestalt an. Der Wolfsmensch verliert seine Doppelnatur. Die Gespenster lösen sich auf, die Geister verflüchtigen sich und die unterirdischen Gnome tauchen im Dunkel ihrer Schlupfwinkel unter. Der zottige Waldspuk läßt den Wanderer in Frieden weiterziehen. Die Esel ohne Kopf werden wieder zu gewöhnlichen Grautieren und suchen harmlos ihre Weide.

Die gepeinigten Seelen kehren in ihre Gräber zurück, die Sacys hören mit Pfeifen auf und verstecken sich in Grotten oder Brunnen, in irgendwelchen Spalten, die kein Licht treffen kann, denn das Licht ist ihr tödlichster Feind. Kinder des Schattens, die sie sind, reißt dieser sie mit sich fort, sobald die Sonne durch den Mund der Morgenröte das großartige Schauspiel ankündigt, in der das Licht und seine Tochter, die Farbe, ihren glanzvollen Aufgang feiern und sich verbinden in leuchtender Apotheose.

Die Dunkelheit, von allen Seiten bedrängt, flüchtet in die Höhlen, wo die Eule und die Fledermaus nisten. Und in diesen dunklen Spalten versammelt sich die gesamte Fauna des Alpdrückens, so die Kröten und die gefangenen Fischlein, die in den Tümpeln ohne Ausgang zurückbleiben, wenn nach den großen Überschwemmungen sich die Wasser verlaufen. Und wie in den grünen Pfützen die Trahira unbeweglich liegt und die Kröte verstummt ist, so lautlos verdrückt sich auch die Legion der Teufelswesen, sodaß es unmöglich wäre, auch nur das kleinste unter ihnen zu entdecken.

Den Sacy, zum Beispiel.

Soviele ihrer sind in der Nacht, noch nie hat sich eines von ihnen bei hellichem Tage erwischen lassen – versteckt in den Löchern der Tatús oder in hohlen Baumstämmen oder verborgen unter bewachsenen Steinen, mit Farnkräutern zugedeckt, kennt der Tausendsassa mit dem roten Käppi wie kein Zweiter das Geheimnis, sich unsichtbar zu machen, pflückt er doch jedes Jahr, in der Heiligen Johannisnacht, die geheimnisvolle Blüte der Farnkräuter, um sich diese Fähigkeit zu sichern und zu erhalten.

Sobald die Sonne am Horizont versinkt und die hungrige Schar der Fledermäuse in tollen Kreisen die dunkler und dunkler werdende Abendatmosphäre durchzuckt, springt der Sacy aus seinem Versteck, indem er seinen Kriegspfeiff ertönen läßt, das „Sacy-Pererê“ und los geht es mit seinen Streichen und Possen. Als Erste kommen die Pferde dran. Der Sacy rennt auf die nächste Weide und fängt sich mit einer Luftwurzel das Tier, auf das er es abgesehen hat – und noch nie ging ihm ein Wurf daneben! – Dann knüpft er die Mähne des Tieres zu einer Flechte zusammen, um damit einen Steigbügel zu gewinnen und wupp, schon ist er oben! Das Pferd wird von Panik ergriffen und setzt in wildem Sprung über die Weide hinaus, während ihm der kleine Reiter die Zähne in die Halsader gräbt und sich an dem Blut des Opfers labt. Am anderen Morgen erscheint das arme Tier welk und kraftlos, den Kopf tief herabhängend, und in Schweiß gebadet, als hätte ihm ein zehn Meilen-Ritt die Glieder ermattet.

Wenn der Sacy des vampyrischen Rittes überdrüssig ist, sieht er sich nach Menschen um, die er in die Zange nehmen kann. Wehe dem Wanderer, der etwa im

Freien übernachtet! Ein Pfiff in das Ohr des Ahnungslosen und schon sitzt er hinten auf, der Rest der Reise ist eine einzige Tragödie, nicht selten verliert der Elende die Steigbügel und sinkt ohnmächtig vom Pferd in den Straßengraben.

Ein anderes Mal begnügt sich der Sacy mit kleineren Mätzchen, dann lockert er nur die Riemen der Steigbügel, verwirrt die Zügel und bringt die Decke aus Schafsfell ins Rutschen, stülpt dem Reiter den Hut vom Kopf und treibt seinen Schabernack mit ihm auf tausendfache Weise.

Vor dem Wasser hat er Angst. Ein Augenzeuge berichtet den folgenden typischen Fall: Wohnte da ein Hinterwälder auf einer Flußinsel, auf der sich noch nie ein Sacy hatte sehen lassen, weil diese glückliche Bleibe von allen Seiten von Wasser umgeben und geschützt war. Eines Tages jedoch begibt sich der Kabokler in einem Boot auf das Festland wie schon öfter zuvor, nur hält er sich diesmal bis zum Einbruch der Dunkelheit dort auf. Auf dem Rückweg fällt ihm auf, daß das Boot bleischwer ist, sodaß er nur mit größter Mühe seinen Ankerplatz am gegenüberliegenden Ufer erreichen kann. Gerade erwägt er, wie so etwas möglich ist – eine so leichte Hinfahrt und seine so üble Rückreise, als er, sobald sein Fuß wieder den Boden berührt hat, mit lautem Gelächter aus dem Kahn einen Sacy herauspringen sieht! Der Schlimme hatte sich die späte Überfahrt zunutze gemacht, um auf der bisher freien Insel Fuß fassen zu können und seitdem hatten weder Tier noch Mensch mehr vor ihm Ruhe.

An den kleinen Hütten im Innern hängt oft ein kleines Kreuz vor der Haustüre. Es ist das beste Mittel, um eine Wohnung vor ungebetenen Gäste und Eindringlingen zu bewahren. Aber sogar trotz dieser Abwehr umlauert der Sacy die Hütte, verstreut das Mehl im Mörser, wühlt in den Nestern der Legehennen, lutscht die Eier aus und plagt die Tiere. Wenn das Haus keinen Schutz hat, treibt er drinnen seinen Mutwillen. Er versteckt den Brotteig, der zum Aufgehen bereit steht und verstreut die zurückgebliebene Asche von der erloschenen Ofenglut, auf der Suche nach irgendeinem Pinienzapfen oder einer Süßkartoffel, die man vielleicht darin vergessen hat. Um den Menschen zu zwiebeln, erfindet er Tausenderlei. Aus dem Sieb stiehlt er die ungeplatzen Maiskörner heraus, schmeißt die Wassertröge um, verwirrt die Garnknäuel auf das Tückischste, trennt die Häkeleien auf oder versteckt die Tabakrollen. Verschwindet aus dem Hause irgendein Gegenstand, wie etwa ein Fingerhut oder ein Scherchen, so ist es nutzlos, danach zu suchen. Um dergleichen

wiederzubekommen, genügt es, drei Knoten in einen Strohhalm zu machen, der in einem Wirbelwind geknickt werden muß, und diesen Strohhalm dann unter einem Tischbein zu befestigen. Der Sacy, auf diese Weise gebunden und zerdrückt, macht den verlorenen Gegenstand auf der Stelle wieder sichtbar, damit er schleunigst von seiner Qual erlöst wird. Wirbelwinde, jawohl! Die Wissenschaft erklärt das Phänomen durch den Druck der Winde und Gegenstände – papperlapapp! Da steckt nur der Sacy dahinter!

Seine Erscheinung hat viele Varianten. Jeder sieht ihn anders. Doch über gewisse Besonderheiten sind sich die Meinungen einig: so schreibt man ihm nur ein Bein zu, feurige Augen, ein rotes Käppi, hinkenden Gang, eine pffiffige Miene, ein Jungensgesicht und den Geruch nach Schwefel. Was seinen Charakter anbetrifft, so neigt man dazu, ihm mehr Übermut als Schlechtigkeit anzusprechen. Daraus entsteht die Mischung von Sympathie und Furcht, die die Gassenjugend dem Sacy zollt. Für sie ist er einer der ihren, wohl stärker, wilder und diabolischer, aber doch von dem gleichen Schlag.

Es gibt wenige Brasilianer, die sich nicht erinnern können, in den Jahren des Heranwachsens einmal einen Sacy gesehen zu haben und die nicht ständig in ihrer Einbildungskraft seiner Begegnung gewärtig gewesen wären. Zweifelnd die einen, skeptisch die anderen, viele bejahend, ist die Schlußfolgerung aller die gleiche: Jawohl, der Sacy existiert!

Deutsche Quellen:

- Bezner, Juanita Schmalenberg. Der Sacy. In: *Brasil-Post*, São Paulo, 15.07.2005.
- Bezner, Juanita Schmalenberg. Der Sacy. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Juanita Schmalenberg Bezner (1908-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2014. On line.

Em português

- Bezner, Juanita Schmalenberg. O saci. Trad. Celeste Ribeiro-de-Sousa. In: Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Juanita Schmalenberg Bezner (1908-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2014. On line.

Der Araponga und der Jaguar

Ein brasilianisches Märchen

Martin Fischer

In den Wäldern Süd- und Mittelbrasilien lebt ein kleiner, glänzend weiss gefiederter Vogel, der den klangvollen Namen Araponga führt. In einzelnen Gegenden wird dieses etwa amselgrosse Tierchen auch "Ferreiro", der Schmied, genannt, weil sein Gesang ähnlich dem Klängen des Amboss ist, wenn der Schmiedehammer auf ihn niederfällt. Die deutschstämmigen Kolonisten im Süden pflegen das scheue Vögelchen allgemein als den "Waldschmied" zu bezeichnen.

Der Araponga ist kein häufiger Vogel, man hört ihn wohl hin und wieder in den Wäldern, aber es ist ausserordentlich selten, dass man ihn tatsächlich zu Gesicht bekommt trotz seines Gefieders. Das Auffallendste und Beachtlichste an ihm ist sein Gesang, sein "Schlag", den der brasilianische Zoologe Eurico Santos in seinem Werk "Pássaros do Brasil" – Vögel Brasiliens – überaus treffend folgendermassen beschreibt: "Zuerst klingt es genau wie ein Hämmern auf einer Platte aus Silbermetall, in Zwischenräumen ein schwingendes, vibrierendes reing, reing, reing!, voller Wohlklang, und dann zum Schluss fällt der Hammer auf den Amboss nieder, und durch die ganze Natur schallt ein äusserst heller, durchdringender metallischer Ton. So hämmert und hämmert es, und alles ringsum hallt wieder. Es ist ein "Schlag" voller Glut und Stärke.

Dies musste vorausgeschickt werden, um das nachfolgende entzückende brasilianische Märchen verständlich zu machen. Kein geringerer als der berühmte Schriftsteller Visconde de Taunay scheint dieses Märchen irgendwo einmal ausgegraben zu haben und hat es dann unter dem Pseudonym Silvio Dinarte einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht:

Einstmals forderte der Jaguar, der "Tiger", den Araponga zum Wettstreit heraus.

“Wir wollen mal sehen“, sagte der Jaguar, “wer von uns beiden so stark schreien kann, dass der andere erschrickt“.

“Angenommen“, erwiderte sofort der Araponga und dachte dabei an seine Tonleiter.

Der Jaguar stiess ein Brüllen aus, von dem der ganze Wald erzitterte, nur nicht der Araponga; dieser hatte das Gedonner erwartet, hielt sich tapfer und zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern. Jetzt war die Reihe an ihm, die Kraft seiner Stimme zu zeigen. Ohne Eile begann er mit einem zierlichen reing, reing, das der Kehle entquoll gleichsam als striche eine Feile ueber Eisen, ein Ton voller Schwingungen.

“Ist das dein ganzes Schreien?“, fragte der Jaguar hoehnis.

„Nur immer huebsch langsam, ich muss erst den richtigen Ton finden“, war die Antwort des Vogels, und von neuem begann er sein reing, reing, reing!, diesmal noch klangvoller und so sanft und lieblich, dass der Jaguar schlaefrig zu werden begann und die Augen schloss. Darauf aber hatte der Araponga nur gewartet, mit voller Wucht schlug der Hammer auf dem Amboss, pehg! Der Jaguar machte einen Riesensatz und verschwand im Dickicht. Und so war der Araponga in diesem Wettstreit Sieger geblieben.

Deutsche Quellen:

- Fischer, Martin. Der Araponga und der Jaguar. Ein brasilianisches Märchen. In: *Serra-Post Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1951, S. 231-232.
- Fischer, Martin. Der Araponga und der Jaguar. Ein brasilianisches Märchen. In: Ceretta, Bruno & Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Martin Fischer (1887-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2021.
On line.

Em português

- Fischer, Martin. A araponga e o jaguar. Uma lenda brasileira. Trad. Celeste Ribeiro-de-Sousa. In: Ceretta, Bruno & Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Martin Fischer (1887-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2021.
On line.

Ymembuí.

Die „Tochter des Wassers“

Eine Legende aus Rio Grande do Sul

Nacherzählt von Martin Fischer

I

In der Zeit, als die Guaranis auf dem Ostufer des Uruguaystroms durch die Missionsarbeit der Jesuitenpatres laengst dem Christentum gewonnen waren, verharrten ihre suedlichen und oestlichen indianischen Nachbarn, die Minuanos, die Tapes, die Charrúas noch fest in den Anschauungen ihrer Altvordern. Wohl hatten die Jesuiten ihre Estâncias und damit ihren Einfluss weit ueber das Gebiet der eigentlichen Reduktionen mitten in das Herz des heutigen Staates Rio Grande do Sul vorgeschoben und waren damit in engere Fuehlung mit den Kampindianern gekommen, aber die Freiheitsliebenden roten Soehne der flachen Ebene wollten vom Christentum nicht viel wissen. Die Erfahrungen, die sie zu wiederholten Malen mit dem “weissen Mann“ hatten machen muessen, waren nicht dazu angetan, bei ihnen Neigungen fuer die “weissen Vaeter“ der Mission zu wecken. Waren doch die “Bandeirantes“, auch “Mamelucken“ genannt, auf ihren Beutezügen bis hinunter in den fernen Sueden vorgedrungen und hatten, wie allerorten, gar viele Stammesangehoerige der indianischen Völker nordwärts in die Sklaverei verschleppt. Seiher war man vor den “Weissen“ auf der Hut.

Es waren tapfere Kerle und vortreffliche Reiter, diese Indianer der weiten, unermesslichen Kaempe. Rasch hatten sie den Wert des Pferdes, das ihnen urspruenglich, ja unbekannt gewesen war, erkennen und schuetzen gelernt, nachdem

sie von den weissen Eroberern seine Verwendung als Reittier sich abgesehen hatten. Die ungezaehlten Herden verwilderter Pferde, die sich auf den Kaempfen herrenlos herumtrieben, boten ihnen Moeglichkeiten uebergenuug, stets reichliches Pferdmaterial zur Verfuegung zu haben, um den gesamten Stamm beritten zu machen, und der alte Reiterspruch: "Das Glueck dieser Erde liegt auf dem Ruecken der Pferde" wurde im Laufe der Zeit mehr oder weniger Inhalt und Zweck ihres Daseins. Sie waren geschickte und mutige Jaeger, die in sausendem Galopp hinter der fluechtigen Ema, dem Strauss der suedamerikanischen Steppe, her sprengten und sie mit ihren Wurfkugeln sicher zu Fall brachten oder zu Fuss in den Waeldern, die die Fusufer saeumten, mit ihren primitiven, groesstenteils noch der Steinzeit entstammenden Waffen Aug' in Auge mit der gefaehrlichen Onça, dem Koenig des Dickichts, kaempften und das koenigliche Fell als Siegestrophäe heimbrachten. Sie waren wohl auch tapfere Krieger, wengleich uns wenig ueber Feldzuege und Kriege gerade dieser Kampindianer gegen einander bekannt ist, aber die "Bandeiranten" haben mehrfach erfahren muessen, dass die roten Soehne der Kampwildnis des Suedens ihnen an Mut nicht nachstanden.

Die Staemme sind laengst ausgeloescht. Haben sich von den Guaranis und den Kaingangs noch einige kuemmerliche reinbluetige Reste erhalten koennen, die in den bundesstaatlichen Toldos betreut werden, so ist von den Minuanos, den Tapes, den Charruas nichts mehr uebriggeblieben. Sie haben das Schicksal all der uebrigen Indianerstaemme geteilt, die einst auf dem Boden des heutigen Rio Grande do Sul lebten, wie die Arachanes, die Carijós, die Caaguas und andere; sie sind ausgestorben oder in der weissen Bevoelkerung untergangen.

Aber noch vor rund 150 Jahren waren die Minuanos in Rio Grande do Sul nachweisbar. Sie hatten ihre Wohnsitze urspruenglich in dem weiten Landstrich südlich des Ibicuí, eines Nebenflusses des Uruguaystromes. Das Gebiet mag sich am Ostufer des Uruguay bis ueber den Quarahy hinaus erstreckt haben und war nach Osten hin praktisch so gut wie unbegrenzt. Ende des 18. Jahrhunderts aber wohnten nur noch etwa 300 Minuanos in sechs Dörfern an den Ufern des Ibicuí-Flusses, wie der Historiker Pater Carlos Teschauer S. J. in seinem Werke "Poranduba Riograndense" bezeugt. Ein groesserer Teil des Volkes scheint kurz zuvor nach den oestlicher gelegenen Kaempfen am Vacacaí abgewandert zu sein, nachdem das Gebiet ihrer frueheren Heimstaette durch die Grenzfestsetzung des Vertrages von San Ildefonso vom 1. Oktober 1777 der

Krone Kastilien zugefallen war. Jedenfalls befindet sich in dem, im Archivo Público Nacional aufbewahrten, Briefwechsel des Vize-Koenigs mit dem Gouverneur von Rio Grande der Brief eines Leutnants José Carvalho da Silva vom 13. April 1786, in dem dieser dem Obersten Rafael Pinto Bandeira davon Mitteilung macht, dass ueber dreihundert erwachsene maennliche Minuanos nebst 270 Frauen und ueber 420 Kindern, mitsamt ihrer Habe, bestehend aus 1500 Pferden, 300 Zuchtstuten, 50 Eseln und 46 zahmen Maultieren, sowie 2600 Stueck Rindvieh sich unter den Schutz der Krone Portugal zu stellen und sich auf den Kaempfen am "Bacacahy" niederlassen wuenschten.

Ob und wieweit der Name des eisigen Suedwindes "Minuano", der zur Winterzeit ueber die Steppen von Rio Grande do Sul dahinfegt, mit dem untergegangenen Volk der Minuanos irgendeine Verbindung hat, mag dahingestellt bleiben. Der Name "Minuano" ist auf diese Weise jedenfalls bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Auch den Namen des gleichfalls untergegangenen Volkes der Tapes finden wir noch heute wieder in dem Namen des Gebirgszuges, der bis an den Camaquam-Fluss heranreicht und die geographische Bezeichnung "Serra dos Tapes" fuehrt. Nach Theodor Grimms "Heimatkunde des Staates Rio Grande do Sul" haben die Tapes diese Hoehenzuege bewohnt, "als Portugiesen und Spanier hier vordrangen". An die Charruas, die gleichfalls im Sueden von Rio Grande lebten und ihre Wohngebiete bis tief hinein in die Banda Oriental del Uruguay, also in das heutige Land Uruguay, vorgeschoben hatten, erinnert heute nichts mehr.

Die Grenzen der Raeume, in denen diese Kampindianer-Voelker ihre Heimstaetten hatten, waren natuerlich zu allen Zeiten fluessig, und oft moegen die Staemme in allernaechster Nachbarschaft mit einander gelebt haben. So berichtet die Ueberlieferung, dass an der Stelle, an der sich heute die Stadt Santa Maria da Bôca do Monte erhebt, die als wichtiger Eisenbahnknotenpunkt eine gewisse Bedeutung hat, - dass also an jener Stelle an den Ufern des Taimbé-Fluesschens ehemals zwei Doerfer standen, eines auf dem rechten, das andere auf dem linken Ufer, und von denen das eine von Minuanos, das andere von Tapes bewohnt war. Der Instinkt des Naturmenschen, der nach allen Seiten hin auf der Hut und staendig in Abwehrbereitschaft sein muss, hatte die beiden Staemme wohl zusammengefuehrt und sich mit einander verbuenden heissen. Sie lebten in Eintracht und Freundschaft, wofuer der Name, den sie der von ihnen bewohnten Stelle gaben, beredtes Zeugnis ablegt:

“Ybytory“ hatten sie sie genannt, das ist “Land der Freude“ und ihr gemeinsames Dorf nannten sie darum “Ybytory-Retan“.

Um dieses Ybytory-Retan und die beiden Indianerstaemme webt sich eine alte Legende, die noch heute hier und da in Bevoelkerung von Santa Maria lebendig ist, nachdem J. Belém sie in seiner “Geschichte des Munizips Santa Maria“ 1933 in liebevoller Wiedergabe wieder aufgefrischt hatte.

II

Es war ein strahlender Fruehlingstag. Freude und Glueck herrschte in der Hütte Yapacanys, des Haeuptlings der Minuanos, denn Ibotiquintã, sein junges, schönes Weib, hatte ihm ein Tochterchen geschenkt. Wie stets war Ibotiquintã, die “knospende Bluete“, zum Taimbé gegangen, um dort das gewohnte Bad zu nehmen. Aber mitten im Wasser hatten die Wehen eingesetzt, und kaum war sie den kuehlen Fluten entstiegen, so hielt sie bereits ihr Erstgeborenes in Haenden. Ymembuí, “Tochter des Wassers“, wurde das Maegdlein deshalb von den beglueckten Eltern genannt.

Die Jahre vergingen im ewigen Wechsel des Mondes. Ymembuí war zur liebreizenden Jungfrau erblueht, vergoettert von Yapacany und Ibotiquintã, ihren Eltern, die ihr keinen Wunsch versagten, der verwoehnte Liebling aller Bewohner von Ybytory-Retan. Denn Ymembuí war nicht nur von auffallender Schoenheit, sondern ein guetiges Geschick hatte sie ueberdies mit allen Vorzuegen ausgestattet, die einen Menschen liebenswert machen. Kein Wunder, dass die jungen Krieger ihr allenthalben Artigkeiten erwiesen, zumal gar mancher im Stillen wohl die Hoffnung hegen mochte, die schoene, edle Haeuptlingstochter dereinst als Gattin in seine Huette heimzufuehren.

In Acangatú, dem Brudersohn von Ibytyruçú, dem Haeuptling der Tapes, war die Liebe zu der anmutigen Ymembuí uebermaechtig geworden. Er ueberschuettete sie foermlich mit Aufmerksamkeiten, um ihr seine tiefe Neigung zu zeigen. Stark war Acangatú und wohlgestaltet, und tapfer dazu. Gar oft setzte er sein Leben im Kampf mit der wilden Onça, dem Koenig der Waelder, aufs Spiel, nur um die Geliebte mit dem herrlichen gefleckten Fell der Riesenraubkatze zu erfreuen. Ymembuí entging es nicht, dass Acangatú in heissem Gefuehl zu ihr entflammt war, aber ihrem eigenen jungfraeulichen Herzen war die Liebe noch fremd. Geschickt wusste sie es daher zu

vermeiden, dem Juengling eine Gelegenheit zu geben, ihr seine Neigung zu gestehen. Warum sollte sie ihm wehe tun, wenn sie seine Werbung abweisen müsste?

Aber Acangatú gelang es doch eines Tages, dem geliebten Maedchen allein im Walde zu begegnen. Ploetzlich stand er vor ihr. Ymembuí erschrak, aber rasch ueberwand sie ihre Verlegenheit und laechelte. Auch Acangatú laechelte; aber seine Befangenheit wuchs von Augenblick zu Augenblick. Was war das? Niemals hatte er gezittert, wenn er einem wilden Raubtier gegenuebergestanden, und jetzt? War es Scheu? Oder gar Angst? Jedenfalls empfand der tapfere Onça-Jaeger ein bisher nicht gekanntes Unbehagen als er sich nun dem harmlosen Kinde gegenueber sah.

Ein bedrueeckendes Schweigen hing ueber ihnen.

Acangatú war es, der zuerst das Wort wiederfand. Schuestern zunaechst, dann eindringlich und immer eindringlicher sprach er auf Ymembuí ein, bekannte ihr seine heisse Liebe und bat sie schliesslich, sein Weib zu werden.

“Acangatú“, erwiderte Ymembuí, nachdem sie sich gefasst hatte, “ich habe dich lieb wie einen Bruder, aber mehr als schwesterliche Liebe vermag ich dir nicht zu schenken. Verzeih mir, aber ich kann dein Weib nicht werden.“

“Hat ein anderer das Herz von Ymembuí gewonnen?“ kam es traurig ueber die Lippen des jungen Kriegers.

“Nein, Acangatú, noch hat kein Mann Liebe in mir erweckt. Ich fuehle mich so gluecklich in der Huette meiner Eltern, dass ich an Heiraten noch nicht denke. Ich glaube, ich werde wohl nie in meinem Leben einen Gatten mein nennen, mein Bruder!“

Acangatú redete weiter auf das Mädchen ein. Als er merkte, dass sie fest blieb, sprach er:

“So bleibt mir denn nichts anderes übrig als fortzuziehen, um anderswo meine Liebe zu vergessen. Nur Zeit und Ferne heilen die Wunden des Herzens, hat mir einst ein alter Zauberer gesagt.“

“Nein“, fiel Ymembuí ein, “nein, mein Bruder, du darfst die Deinigen nicht verlassen, du darfst von hier nicht fortgehen. Tu’s nicht, Acangatú, tu’s nicht, Ymembuí wird sehr betruetzt sein, wenn du von dannen gehst.“

“Werde mein Weib, und ich bleibe.“

Aber Ymembuí schuettelte traurig das Haupt.

“Hier leben in deiner Naeh, ohne dass du mein bist, das ertrage ich nicht. Meine Liebe zu dir wuerde niemals erloeschen, aber meine Qual wuerde von Tag zu Tag groesser werden... Nein, ich muss fort, um fern von dir, Ymembuí, meine Liebe zu vergessen.

“Nicht doch, Acangatú, nicht doch, es gibt so viele huedsche Maedchen, du wirst eine andere finden, wirst sie als dein Weib in deine Huette fuehren.“

“Ich... eine... andere... nehmen?“ stammelte der junge Krieger und ein veraechtliches Laecheln umspielte seine Lippen, “ich soll eine andere heiraten, wo doch mein Herz nur fuer dich schlaegt?“

“Wenn du mich liebst, wenn du mich wirklich liebst, Acangatú, dann darfst du deines Vaters Bruder, deine alte Mutter, deine Freunde und alle, die dich lieb haben, nicht verlassen. Sieh, alle wuerden sie mir fluchen, weil ich das Leid verursacht habe, das ueber sie dann kommt. Ymembuí, die bisher alle liebten und gern hatten, wird von den Deinigen verachtet und gehasst werden.“

“Ymembuí wird nicht verachtet, wird nicht gehasst werden, denn niemand wird jemals erfahren, weshalb ich von dannen zog“, entgegnete der junge Krieger. Dann wandte er sich, und raschen Schrittes entschwand er im Dickicht des Waldes.

III

Erbarmungslos brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab auf die weiten Kaempe. Nicht der leiseste Windhauch regte sich, die Luft flimmerte, und die Konturen der Landschaft verschwammen in der die Augen schmerzenden Helligkeit. Muede schleppte sich ein Reiterzug dahin. Bandeirantes waren es. Bis hinunter nach der Feste Colônia do Sacramento waren sie gezogen und hatten in den hellgrünen Fluten des Silberstromes sich und ihre Rosse getummelt. Nun strebten sie wieder heimwaerts, aber der Gedanke an die vielen, vielen hundert Meilen, die sie noch von den Ufern des Anhemi trennten, stimmte sie nicht gerade freudig. Ihre Pferde waren ermattet, die Waffen drueckten, und verdrossen zogen die Reiter in der sengenden Glut vorwaerts.

Ploetzlich spitzten die mueden Gaeule die Ohren und hoben die Koepfe. Vor ihnen in der Ferne galoppierte eine Koppel Pferde dahin, dichte Wolken roetlichen Staubes aufwirbelnd. Die Reiter schauten kaum auf. Eine Koppel Pferde! Mein Gott, was

war schon eine Koppel Pferde, wo es ringsum von verwilderten, herrenlosen Pferden geradezu wimmelte! Eigentlich haette es den Gefahren gewohnten Bandeiranten auffallen muessen, dass da so ploetzlich wilde Pferde um diese Stunde der Mittagsglut anscheinend ohne Grund davongaloppierten, aber sie waren zu abgespannt, um viel darueber nachzudenken. Und diese Sorglosigkeit sollte ihnen zum Verhaengnis werden. Denn so entging ihnen, dass zu jedem der davonjagenden Pferde ein Reiter gehoerte, der, die Haende fest in die Maehne verkrallt, mit ausserordentlicher Geschicklichkeit sich an den Leib seines Tieres geschmiegt hatte, Minuanos waren es, die auf Kundschaft geritten waren und nun nach Ybytory-Retan sprengten, um das Dorf zu alarmieren.

Yapacany und Ybytyruçú, die Haeuptlinge, trafen sofort die ihnen notwendig erscheinenden Vorkehrungen, und alsbald verliess ein groesserer Trupp wohlberittener, gut bewaffneter Indianer Ybytory-Retan.

Die Bandeiranten hatten indessen verdrossen ihren Marsch fortgesetzt. Ploetzlich weiteten sich ihre mueden Augen. Was war das? In geringer Entfernung vor ihnen stieg eine helle Rauchsaeule kerzengerade in die stille stehende Luft. Halloh, das konnte nur ein Indianerdorf sein! Der Gedanke wirkte belebend. Ein Indianerdorf – das bot verlockende Aussicht auf Sklavenjagd und damit auf Gewinn. Und schon spornten sie die mueden Rosse, und bald sahen sie Ybytory-Retan vor sich liegen. In ihrem Eifer bemerkten sie nicht die grosse Herde anscheinend wilder Pferde, die unweit des Dorfes herumstanden und mit gespitzten Ohren und schnaubenden Nuestern zu ihnen hinueberaeugten.

Als die Bandeiranten auf Schussweite an die ersten Huetten herangeritten waren, feuerten sie ihre Donnerbuechsen ab, in der Absicht, die darob zu erwartende Verwirrung zu einem Ueberfall auf die erschreckten, wehrlosen Indianer auszunutzen. Das Echo der donnernden Schuesse rollte ueber die Kaempe, aber – merkwuerdig – nichts ruehrte sich im Dorfe, es schien ausgestorben zu sein. Man war ratlos. In diesem Augenblick jedoch stuerzte sich eine Schar Indianer in rasendem Galopp auf die Bandeiranten, die durch diesen voellig unvermuteten Angriff derart ueberrascht waren, dass sie zunaechst kaum an Gegenwehr dachten. Als sie endlich zu den Waffen griffen, war es zu spaet. Schon lagen ein paar von ihnen tot am Boden, furchtbar wueteten Lanze und Keule in ihren Reihen, und was bei diesem grausigen Morden uebrig blieb, stob in

alle Winde auseinander. Zwei aber, die man unter ihren gestuerzten Pferden hervorgezogen hatte, wurden im Triumph als Gefangene eingebracht. - -

Die Haeuptlinge hielten mit ihren Kriegern Kriegsrat, was mit den "Emboabas" geschehen sollte. "Emboabas", die "Behosten", nannten die Guaranis die Weissen nach ihrer Kleidung, und dieser Spottname war dann allgemein bei den Indianern des Suedens ueblich geworden. Ernst gingen Rede und Gegenrede im Rat der Krieger um, schliesslich verkuendete Yapacany den Beschluss: Fuer den juengeren der beiden Gefangenen hatte man den Tod bestimmt, den aelteren hatte man beschlossen laufen zu lassen. "Scher' dich fort", hiess es, "und sag' den Deinen, wer hierher kommt, um Sklaven zu fangen, wird von den Hufen unserer Pferde zerstampft werden wie die, die hier tot herumliegen!"

Der andere der Gefangenen, dem man den Tod zu geben gedachte, war ein noch junger Mann von stattlichem Wuchs und edlen Gesichtszuegen. Knapp dreissig Jahre mochte Francisco zaehlen. An Armen und Beinen gefesselt, stand er aufrecht gegen einen Baum gelehnt, gleichmuetig, mit fast heiterer Ruhe liess er die Blicke ueber die Umstehenden hinweg schweifen, keine Muskel seines schoenen, ernsten Antlitzes zuckte, und nichts verriet, was in seinem Innern vorgehen mochte, als Yapacany ihm das Todesurteil verkuendete. Seine hochgemute Wuerde verfehlte ihren Eindruck auf die Sieger nicht und flosste ihnen Achtung ein.

Aus den Huetten stroemten die Weiber und Kinder, um den Weissen zu bestaunen, den die Krieger gefangen genommen hatten und der nun wehrlos ihnen ausgeliefert war. Die edle Gestalt, die schoenen Gesichtszuege und die ruhige, stolze Haltung Franciscos wirkten auf die Frauen fast mehr noch als auf die Maenner, und Stimmen wurden laut, die das Los des Gefangenen bedauerten.

Unter den Frauen war auch Ymembuí, von Neugier getrieben, herangetreten. Betroffen von der maennlichen Schoenheit Franciscos, schaute sie ihn lange, lange schweigend an. Und in heissem Verlangen loderte die Liebe in ihrem jungfraeulichen Herzen empor.

Zur elterlichen Huette eilte sie schnurstracks. "Vater" rief sie, "wenn der gefangene Weisse getoetet wird, dann wird auch Imembuí sterben!" und in gluehenden Worten redete sie auf Yapacany ein, den Gefangenen freizugeben, ohne den sie hinfort nicht mehr leben zu koennen vermeinte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich Ymembuís

Bitte um das Leben des Gefangenen durch das ganze Dorf bei den Minuanos und den Tapes. Wer vermochte der liebreizenden "Tochter des Wassers" einen Wunsch zu versagen? Als jedenfalls Yapacany im erneut einberufenen Kriegsrat seines Kindes Bitte vortrug, da gab es nur eine Stimme: Der Gefangene sei frei. Aber man knuepfte die Bedingung daran, er muesse in Ybytory-Retan bleiben und sich dem Stamme der Minuanos eingliedern.

Francisco nahm den Entscheid des Kriegsrates mit der gleichmuetigen Ruhe entgegen, die er bisher gezeigt hatte. Nichts in seinen Zuegen verriet, dass er innerlich nicht unfroh war, das bisherige unstete Abenteurerleben mit seiner Jagd nach dem Glueck gegen ein stilles, bescheidenes Leben auf dem Kamp zu vertauschen.

Yapacany liess eine Huette unfern der seinigen errichten, und Francisco blieb bei den Minuanos, die ihn hinfort "Morotin" nannten und ihn ganz wie einen der Ihrigen behandelten.

Und das Schicksal spann seine Faeden. Was geschehen musste, geschah. In Morotin erwachte die Liebe zu der liebreizenden Haeuptlingstochter, der er das Leben zu verdanken hatte, und eines Tages legte Yapacany die Hand seiner Ymembuí in die Morotins, und ein glueckliches Paar lebte fortan in der Huette, die der Haeuptling einst unfern der seinigen hatte bauen lassen.

IV

Jahr um Jahr floss dahin in ungetruebtem Glueck. Morotin war mit seinem jungen Weibe zu den "Weissen Vaetern" am Uruguaystrom hinaufgepilgert und hatte dort seine Ehe nach christlichem Brauch einsegnen lassen. Auch sein Erstgeborener wurde dort auf den Namen "José" getauft. Von der Reise brachte Morotin eiserne Werkzeuge fuer den Ackerbau und Saemereien heim und lehrte die Minuanos und Tapes von Ybytory-Retan den Boden bebauen und Vehzucht betreiben. Die roten Kinder der Steppe liebten ihn, er hatte durch sein Wesen ihrer aller Herzen gewonnen, und sie folgten ihm gern, nachdem sie seine Ueberlegenheit in vielen Dingen erkannt hatten. - - -

José war inzwischen ein Juengling geworden. Kuehn und stark wie der Vater, durchstreifte der Achtzehnjaehrige tagsüber die nahen Waelder auf der Jagd nach allerlei Getier. Denn das ungestüme Jaegerblut der Minuanos pulste ja gleichfalls in

seinen Adern. Da geschah es, dass er eines Abends nicht zur elterlichen Huette zurueckkehrte. Voller Besorgnis suchten die Krieger beider Staemme, an der Spitze der tief bedrueckte Vater, die Waelder ab, aber ihr Muehen war vergebens, von José fand sich keine Spur. Niedergeschlagen kehrten die Krieger am Abend heim. Man gab José verloren, eine Onça mochte ihn getoetet und zerissen haben. Ymembuí war untroestlich und gab sich wehklagend ihrem Schmerze um ihren Erstgeborenen hin. - - -

José aber war nicht umgekommen. Er war hinter einer Onça, die er leicht verwundet hatte, her gewesen und war bei der Verfolgung der grossen Raubkatze immer tiefer in den Wald geraten. Im fieberhaften Jagdeifer hatte er schliesslich die Richtung verloren, und als der Abend sich ueber das Dickicht des Waldes senkte, wusste er nicht, wohin sich wenden, um zur elterlichen Huette heimzukehren. Aber unerschrocken schlug er eine Richtung ein, die ihm die richtige zu sein schien.

Drei volle Tage wanderte er durch den Wald, der kein Ende nehmen wollte. Gegen Abend des dritten Tages hoerte er das Rauschen eines Flusses. Er ging ihm nach und stand ploetzlich auf einer kleinen Lichtung vor einer Huette, die etwas erhoelt ueber dem Wasser des Fluesschens gebaut war. Vor der Huette sass ein einsamer Mann, der ihm freundlich zunickte und ihn durch eine Handbewegung gastlich aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen.

“Woher des Wegs, mein junger Freund?“

José stutzte, denn der Fremde sprach den Dialekt der Minuanos. Aber hoch erfreut darueber, in dieser gottverlassenen Einsamkeit einen Menschen anzutreffen, mit dem er sich in seiner Sprache verstaendlich machen konnte, liess er sein anfaengliches Misstrauen fahren und entgegnete:

“Ich bin ein verirrter Jaeger“, und er schilderte beredt sein Abenteuer. Der Fremde hoerte aufmerksam zu und unterbrach mit keinem Wort, als José schilderte, dass er bereits volle drei Tage im Walde umhergeirrt sei und schon die Hoffnung aufgegeben haette, jemals wieder zur Huette seiner Eltern heimkehren zu koennen, die ihn gewiss schon als tot betrauernten.

“Wer bist du denn? Wer sind deine Eltern?“ fragte der Fremde, als José geendet.

Der Juengling gab Auskunft. “Mein Vater ist ein Weisser, aber meine Mutter ist Ymembuí, die Tochter Yapacany, des Haeuplings der Minuanos in Ybytory-Retan“, sprach er schlicht.

Da erhob sich Acangatú – denn es war niemand anderes als er – und schloss José in tiefer Bewegung in die Arme.

“Heute noch werde ich dich, wenn du es wünschest, zur Huette deiner Eltern geleiten“, sagte er leuchtenden Auges. “Ich weiss, wo Ybytory liegt. Zeit und Ferne haben die Wunde meines Herzens geheilt. Ich werde dich zu Ymembuí bringen. Ich, ich selbst, werde dich zu ihr fuehren“. Und dann erzählte er José, was sich vor vielen Jahren einst zwischen ihm und Ymembuí zugetragen. “Heute bin ich von meiner Liebe zu deiner Mutter geheilt“, schloss Acangatú, “ich bin nur nicht nach Ybytory-Retan zurueckgekehrt, weil mir bisher ein passender Vorwand dazu fehlte. Aber jetzt – jetzt habe ich den Vorwand!“

Drei Tage danach trafen Acangatú und José in Ybytory-Retan ein. Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem sie empfangen wurden. Imembuí aber vergoss Traenen unsäglichen Gluecks und dankte aus der Tiefe ihres Herzens der Guete des Schicksals.

V

Das ist die Legende von der liebeizenden Ymembuí, der “Tochter des Wassers“, von Acangatú und Morotin, die, wie bereits erwahnt, noch heute hier und da bei der Bevoelkerung in und um Santa Maria umgeht, seit J. Belém sie vor zwanzig Jahren in seiner “Geschichte des Munizips Santa Maria“ wieder zum Leben erweckt hat.

Legenden pflegt oftmals eine wahre Begebenheit zu Grunde zu liegen, die spaeter durch die Wiedergabe von Mund zu Mund poetische Gestalt und Ausschmueckung erfahren hat. Auch unsere Legende mag ihre Wurzeln in einem Begebnis haben, das sich tatsaechlich ereignet haben kann, wenn auch die vorkommenden Personen historisch nicht nachweisbar sind. Lediglich der Zeitraum, in dem die Begebenheit sich zugetragen haben muesste, laesst sich einigermaßen feststellen: Es muesste innerhalb der rund hundert Jahre zwischen 1680 und 1777 sein. Die Legende erwahnt ausdruücklich den festen Platz von Colônia do Sacramento am La Plata-Strom. Dieser wurde 1680 von den Portugiesen angelegt; als Gruendungsdatum ist der 22. Januar jenes Jahres anzusehen. Am 3. Juni 1777 aber wurde Colônia do Sacramento, das im Laufe jener rund hundert Jahre verschiedentlich den Portugiesen

entrissen und von ihnen wieder zurueckgewonnen war, von Ceballos erobert und von Grund auf zerstört. Die beiden Daten waeren also fruehester und spaetester Termin, zwischen denen die Legende moeglicherweise zu Grunde liegende Begebenheit gespielt haben koennte. Der Zeitraum duerfte sich indessen noch wesentlich verringern, da die Beutezuege, richtiger: Indianerjagden von Bandeiranten nach dem Sueden bis zum La Plata hinunter erst im 18. Jahrhundert einsetzten. Wir koennen also wohl mit einem gewissen Recht annehmen, dass die Ereignisse, um die sich der Kranz der Legende windet, etwa zwischen 1720 und 1750 sich abgespielt haben mögen, zumal Colônia do Sacramento 1750 im Frieden zu Madrid von Portugal im Tausch gegen die "Sieben Missionen" an die Krone Kastilien abgetreten wurde, in deren Hand es laengere Zeit verblieb.

Das ist natuerlich alles Hypothese, gibt aber doch immerhin gewisse Fingerzeige, sofern man nicht annehmen will, dass es sich bei der schoenen Legende ausschliesslich um eine Dichtung handelt, die der Volkspoesie entsprungen ist. In diesem Falle bieten sich heute keinerlei positive Anhaltspunkte mehr fuer die Entstehungszeit der Legende. Diese weist indessen in ihren Grundzuegen eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit manchen Dichtungen in Prosa oder Versform auf, die in der Epoche der Romantik vielfach im Schwange waren. Es war jene Zeit, in der der Franzose Chateaubriand den Wunsch aeusserte, "die Meere zu ueberwinden und weit, weit fort von Tumult und Aufruhr ein bescheidenes Leben in den Huetten der Wilden und ein stilles Plaetzchen unter den Palmen ihrer Friedhöfe zu suchen"; jene Zeit, in der der Amerikaner James Fenimore Cooper mit seinen "Lederstrumpferzaehlungen" die Herzen der Jungen und Alten hoehere schlagen liess. In Brasilien fand diese Richtung, die in der brasilianischen Literatur als "Indianismo" bezeichnet wird und sich durch eine vom Historischen stark abweichende Idealisierung der Ureinwohner – uebrigens zweifellos ganz unabhaengig von Chateaubriand und Cooper – charakterisiert, ihre hauptsaechlichsten Vertreter in José de Alencar und Gonçalves Dias. Man greife zu den Romanwerken von Alencar wie "Guarany", "Iracema", "Ubirajara" oder lese die Gedichte von Gonçalves Dias "Timbiras", "Lied des Tamóio", "Y Yuca Pyrama", und schon glaubt man sich zu dem Schluss berechtigt, dass auch die Legende von der liebreizenden Ymembuí in jener Zeit des romantischen "Indianismo" entstanden sein duerfte. Dass sie uns noch heute fesseln kann, dass sie also die starken Wandlungen des literarischen Geschmacks hundert Jahre

Celeste Ribeiro-de-Sousa

ueberdauern konnte, beweist den Wert und die Schoenheit ihrer poetischen Form. Sie gehoert zum geistigen Besitz des brasilianischen Volkes wie die Dichtungen von José de Alencar und von Gonçalves Dias.

Deutsche Quellen:

- Fischer, Martin. Ymembuí. Die „Tochter des Wassers“. In: *Serra-Post Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1953, S. 165-220.
- Fischer, Martin. Ymembuí. Die „Tochter des Wassers“. In: Ceretta, Bruno & Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Martin Fischer (1887-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2021. On line.

Em português

- Fischer, Martin. Imembuí. A filha das águas. Trad. Celeste Ribeiro-de-Sousa. In: Ceretta, Bruno & Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Martin Fischer (1887-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2021. On line.

Der Tapuio und die Sucuri

Martin Fischer

Mit der Geschicklichkeit des Tapuio, des Halbindianers, trieb José seine „Piroga“, sein primitives Kanu, voran. In wahren Zickzacklinien steuerte er das Boot zwischen den Baumstämmen hindurch, ohne auch nur gegen einen einzigen zu stossen.

Das Ruder hatte er auf den Boden des Kanus gelegt und bald hier eine Liane fassend, bald dort einen tiefer herabhangenden Ast, bald wiederum einen Stamm, zog und stiess er sich vorwärts. Zuweilen musste er sich bücken, um sich den Kopf frei zu halten.

Plötzlich wickelte sich über ihm aus dem fauligen Stamm eines alten Baumes, den die Gewalt des Wassers umgestürzt hatte, ein Etwas, man möchte meinen, eine jener dickeren Lianen, die allenthalben herabhingen, und die der Rand des Fahrzeuges soeben gerade gestreift hatte. Und dieses Etwas fuhr zichend durch die Luft genau auf den Indianer zu. Es war eine riesige Sucurí, eine jener gewaltigen Schlangen, die in den Flüssen Amazoniens und an deren Ufern leben. José, der sie erst bemerkte, als sie bereits herabschnellte, hatte kaum Zeit, mit der Hand nach einem Stamm zu greifen und das Kanu rückwärts zu schieben. Dabei aber verlor er das Gleichgewicht und fiel sitzlings auf das Bänkchen an Heck des Bootes.

Die Schlange hatte gut gezielt, José fühlte, wie ihr Leibe fast sein Gesicht streifte. Kaum aber hatte er die Augen dorthin gewandt, wo die Sucurí gleichsam wie im Fluge herabgeschossen war, da sah er, wie das Untier mit geblachtem Halse, die gespaltene Zunge weit aus dem Rachen gestreckt, ihn drohend anstierte. Und schon hatte die Riesenschlange sich mit dem Schwanz an einem andern umgestürzten Baumstamm verankert und war zu einem neuen Angriff bereit. José griff nach dem Ruder, um sich rascher in Sicherheit zu bringen. Als die Sucurí ihn jedoch das Ruder aufnehmen sah, mochte sie dies wohl als Bedrohung empfinden, und noch wütender

stiess sie zischend mit voller Kraft zu. Das Kanu war aber durch den Ruderschlang bereits vorwaerts geglitten, daher schnappte die Schlange mit ihrem Rachen gerade nur noch den Bootsrand. Dort aber klammerte sie sich sofort fest, schnellte ihren Schwanz nach dem Tapuio und wand ihn um dessen linken Arm und das Ruder. Dann hob sie den Kopf und biss voller Wut mit weit aufgesperrem Rachen José in den Nacken. Schuetzend die rechte Hand vors Gesicht haltend, gelang es dem Indianer, gleich unterhalb des Kopfes dem sich ringelnden Schlangenleib festzuhalten, der nun wild um sich schlug, um sich dem starken Griff des Indianers zu entwinden. Diesem aber wuchsen mit der Gefahr die Kraefte, und stahlhart wurde seine Staerke. Doch rein gefuehlsmaessig empfand er, dass die Schlange ihre Taktik aendern, dass sie seinen linken Arm loslassen und dass ihr Schwanz seine eisernen Ringe um seinen Hals schlingen wuerde, um ihn muehelos zu erwuergen. Gedankenschnell machte er, gerade als er die Schlinge, mit der das Reptil seinen Arm umklammert hielt, sich etwas lockern fühlte, eine heroische, äusserste Anstrengung, und es gelang ihm, den ekligen Schlangenkopf auf den Boden des Kanus niederzudruecken. Mit aller Kraft setzte er seinen Fuss darauf.

Es war aber auch die hoechste Zeit gewesen, denn der Schwanz der Riesenschlange hatte ihm bereits auf dem Nacken gelegen. Die Spitze hatte unter der linken Achselhoehle einen Halt gefunden, doch zog das Untier sie gleich wieder hervor, um den Knoten fester zu schnüren. Bevor ihr dies jedoch gelang, liess der Druck auf ihren Kopf die Kraefte der Sucurí erlahmen, und José konnte unter dem Baenkchen sein kurzes Fischmesser hervorlangen. Mit einem einzigen Hieb trennte er der Schlange den Kopf vom Rumpfe. Der erste Ring der bereits Josés Hals umschlungen hatte, loeste sich, leblos rollte das Leib ins Wasser, nur der Kopf blieb zuckend, mit vorgestreckter Zunge, auf dem Boden des Fahrzeuges liegen.

Ruhig und gelassen setzte José nach diesem Erlebnis seinen Weg mitten durch die Hindernisse der Wasserwueste fort, die er alle mit erstaunlicher Geschicklichkeit überwand. An seinem Ziel angelangt, sprang er an Land, zog das Boot auf den dunklen Ufersand, ergriff den Schlangenkopf und schleuderte ihn tief in das Waldesdickicht hinein, so weit er nur konnte.

Das war Vorsicht von ihm, damit der Schlangenleib nicht etwa käme, um sich wieder mit seinem Haupt zu vereinigen, und so heil und ganz zu werden. Das naemlich glaubte José in seiner Einfalt. Dann nahm der Tapuio sein Messer und stapfte in das

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Düster des Waldes. Fest trat er auf den dicken Teppich von Blättern und duerrem Reisig, das unter seinen Indianerfuessen vernehmlich knackte.

Deutsche Quellen:

- Fischer, Martin. Der Tapuio und die Sucuri. In: *Serra-Post Kalender*. Ijuí: Ulrich Löw, 1958, S. 211-213.
- Fischer, Martin. Der Tapuio und die Sucuri. In: Ceretta, Bruno & Ribeiro-de-Sousa, Celeste. *Martin Fischer (1887-1988): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius Staden, 2021. On line.

Em português

- Veríssimo, José. O crime do tapuio II (trecho). In: Veríssimo, José. *Cenas da vida amazônica*. (1957). São Paulo: Martins Fontes, 2011. On line.

Die Edelsteinsucher.

Ein Märchen vom Curupira

Wilhelm Wustrow

Arme, aber ehrliche Arbeiter waren es, die bei einem Bahn- und Straßenbau das nicht erworben, was sie erhofft, und nun alle Mittel, die sie besaßen, zusammengelegt hatten, um in Goyaz nach Gold und Edelsteinen zu suchen. Die damalige Provinz Goyaz war den Leuten als ein Land geschildert, in dem Gold und Diamanten auf den Straßen umherlügen. Man brauchte nur zuzulangen und die Ranzen zu füllen. Aber – schwere und an Entbehrungen reiche Zeiten hatten die armen Sucher schon hinter sich. Gefahren der mannigfachsten Arten hatten sie schon bestanden. Einen der Männer und zwei ihrer Tiere hatten sie im Gebirge durch Absturz verloren. Nichts hatten sie gefunden, das des Aufhebens wert gewesen. Die Vorräte gingen dem Ende entgegen. Mit Gram dachten die verheirateten Männer an ihre Frauen und Kinder, die in Sehnsucht ihrer Heimkehr warteten. Werden sie ihre Lieben noch einmal wiedersehen? – So lange sie in Goyaz umherirrten, war es ihnen schlecht ergangen. Menschen und Tiere kämpften mit der bittersten Not und waren der Erschöpfung nahe. Eben hatten Sie einen gewaltigen Sumpf unter Lebensgefahr durchquert. Die abgetriebenen hungrigen Tiere vermochten sich kaum noch vorwärts zu schleppen. Kein Futterplatz, kein Rancho war zu sehen. Einöde, Kakteen und wieder Einöde. Wildnis, nichts als heulende Wildnis. Kein Wort kam über die Lippen der Verzagten, die ihr Ende nahe wähnten. Da trat, ganz plötzlich hinter einem hohen Kaktus, wo er gerastet zu haben schien, ein kleiner Gelber hervor. Verwunderung, hier Menschen und Tiere anzutreffen, zeigten die Züge seines gutmütigen, freundlichen Gesichtes. Er fragte die Leute, wohin der Weg sie führe? Sie antworteten ihm, daß man ihnen von Gold und Edelsteinen erzählt habe, die hier auf der Straße lägen, daß sie bisher jedoch nur Not und Elend gefunden hätten. Der Kleine hörte ihnen ernst und schweigend zu, dann versprach er ihnen, sie so zu führen, daß sie

in kurzer Frist ihr Ziel erreicht haben würden. Er versprach auch, sie auf den nächsten und guten Wegen zurück in belebte Gegenden zu geleiten. Bald waren sie einig wegen des Führerlohnes, und João Curu – so nannte sich der Führer – holte aus seinen Taschen einige der prächtigsten Edelsteine hervor, die er – da sie für ihn wertlos, wie er sagte – den Leuten gab. Trotzdem João Curu einen höchst ungünstigen Eindruck machte, so gaben die Reisenden ihm doch eins der Lasttiere, die ja bis jetzt noch keine Last hatten, zum Besteigen. Zu Fuß hätte seine Führung wohl auch sehr lange gedauert, da die Beine des Gelben so sonderbar lose in den Gelenken saßen, daß er sie beim Aufsetzen fast nach rückwärts zu drehen vermochte. Verschmitzt blitzten die Augen des Mannes, der von indianischer Abstammung zu sein schien, die Fremden an. Lebhaft wies er beim Erzählen so nebenbei darauf hin, daß die Tiere hungrig seien und der Ruhe bedürften. Auf die Entgegnung, daß es weit und breit kein Futter gäbe, lachte er und zeigte: „Dort!“ Die Leute schauten auf, und vor ihren erstaunten Blicken lag eine schöne, große, üppige Weidefläche. Unter einer mächtigen Figueira, die hier, Schatten spendend, ganz einsam stand, wurde Halt gemacht. Die von ihren Reit- und Tragsätteln befreiten Tiere durften laufen und sich an dem saftigen Grase sättigen. Einige Tage später, nachdem sich Menschen und Tiere geruht und gekräftigt, ging es in lebhafter Gangart weiter. Stets fand Curu gute Weiden zur Rast, Holz und Wasser, wie bestellt zur Hand. Es schien, als ständen ihm unsichtbare Geister zur Verfügung. Er stammte, wie er erzählte, aus Matto Grosso. Vor Jahren war er mit einer Tropa nach Goyaz gekommen und wollte jetzt wieder heimkehren, da es ihm hier nicht mehr gefiel. Edersteinlager mußte er ohne Zweifel kennen, das bewiesen die Steine, die er den armen Suchern gegeben hatte. Die Leute waren erfreut, einen mit den Verhältnissen so vertrauten Mann gefunden zu haben, und zufrieden, daß er eingewilligt, sie zu führen. Vor einem Walde angelangt, sagte Curu: „Wir sind am Ziele. – In diesem Walde liegt ein See, und an dessen Ufern werdet ihr finden, was ihr sucht.“ Höher schlugen die Herzen der Männer, da sie hörten, sie befänden sich in der Nähe der ersehnten Reichtümer. Der Wald öffnete sich und nahm die kleine Karawane in seinen Schatten auf. Zwei Stunden waren sie im Walde geritten, die Sonne stand hoch im Mittag, da blänkerte ihnen, durch die Bäume, verstohlen der Spiegel des Sees entgegen. Herrlich, von Urwaldriesen umrahmt und an seinen Ufern beschattet, lag der See in tiefster Ruhe vor den Augen der Wanderer. Kein Lüftchen bewegte die Oberfläche des Wassers, keines bewegte ein Blättchen der

Bäume. Nicht das leiseste Geräusch, kein Geschrei eines Vogels störte die heilige Stille des Waldes. Nur die lüsternen Blicke der Menschen durchsuchten den Wald nach allen Seiten. Jetzt! – Im weißen Sande des Seeufers, da lag es wie Blutstropfen. Prächtige, funkelnde Rubinen waren es, und in allen Größen. Und gegenüber, am See? Von steiler Bergwand herüber blitzten und leuchteten edelste Gesteine in allen Arten. Wie lachte das Herz der Armen, als sie sich so plötzlich dem ja längst aufgegebenen und nun in so unbegrenzten Mengen frei lagernden Reichtum gegenüber sahen. Wie jubelten ihre Herzen, daß sich ihre Hoffnungen erfüllt, sie nun mit reich gefüllten Taschen zu den Ihren zurückkehren würden. Weiter zogen sie um den See herum, um zu den Edelsteine haltenden Halden zu gelangen. Da schnellte plötzlich dicht vor ihnen ein großer Fisch aus dem Wasser auf und fiel in den Ufersand nieder. Vergebens bemühte er sich, zum See zurück zu springen, doch es gelang ihm nicht. Schnell hatte einer der Männer sein Waldmesser gezogen, um dem Tiere den Todesstreich zu versetzen, da hielt ihn Curu zurück: „Halt ein! – Ihr seid verloren, wird der Fisch getötet. – Hier im See wohnt Cyara, der Gewaltige, der Herr der Wasser. Sofort würde er euch verschlingen, tötetet ihr diesen einen seiner Untertanen.“ Hin ging er zu dem Fische, sprach flüsternd zu ihm, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn zum Wasser, in das er ihn gleiten ließ, zurück. Das Wasser brodelte und flutete wie kochend auf. Aus der Tiefe aber klang es wie Jubel herauf zu den Ohren der erschreckten Männer. Weiter ging es nun den See herum. Die glitzernden Abhänge ließen die nach Edelsteinen Gierigen nicht mehr aus den Augen. Still lag der See, der sich wieder beruhigt hatte, und fast leblos da. In der Mitte des Sees schwamm eine Ente, deren Gefieder wie Silber und deren Schnabel wie Gold glänzte. Jetzt erhob sie sich aus dem Wasser und flog auf die dahin ziehenden Reisenden zu. Als sie sich über diesen befand, ließ sie eine Muschel aus ihrem Schnabel fallen, wendete um, tauchte in der Mitte des Sees unter, kehrte aber nicht mehr zurück. Die Muschel wurde geöffnet, und ein großer, wasserheller Diamant blitzte den Männern entgegen. „Ein Geschenk Cyaras,“ sagte Curu. „Es ist der Dank dafür, daß ihr den Fisch schontet.“ Während sie um den Stein herumstanden und seine Pracht bewunderten, stürzte aus dem Dickicht ein von Waldhunden verfolgtes Reh hervor und brach erschöpft am Seeufer zusammen. Curu bedrohte die wilden Hunde, und unter angstvollem Heulen und Bellen liefen sie in den Wald zurück. „Schießt das Reh!“ – „Es gibt einen leckeren Braten!“ So riefen die Männer; Curu aber warnte: „In diesen Wäldern haust Anhanga,

der Herr des Wildes. Verwundet ihr auch nur eins seiner Tiere, so ließe er seine Scharen über euch herfallen und selbst Curupira, der mächtige Herr des Waldes, könnte euch weder schützen noch retten.“ Er schritt hin zum See, holte Wasser in seinem Hute, tränkte das arme abgehetzte Tier und geleitete es liebevoll zurück zum Walde. Dann ermahnte er die Leute, nur an das Sammeln der Steine zu denken und weder rechts noch links zu blicken, bis sie zum Walde hinaus wären. Endlich waren sie am Schatzorte angelangt, und Curu gebot: „Langt zu ohne Säumen. – Die Zeit drängt.“ – Rubine, Smaragde, Topase, Turmaline, Türkise, Diamanten fanden sie und füllten die Ranzen ihrer Tragtiere damit.

Curu hatte inzwischen die Tiere an einen Grasplatz geführt, damit sie fräßen, und dann einige Fische gefangen, die er am Spieße briet, damit auch die Menschen sich sättigen könnten. Das Wasser des Sees rollte den Durstigen wie feuriger Wein durch die Adern und stärkte sie zu den kommenden Märschen. Nach dem Essen wurde Abschied vom See genommen. Schon wollte man aufbrechen, da fragte Curu lachend: „Wollt ihr Gold?“ Wie glänzten die Augen der Leute bei dem Worte Gold. Curu lächelte still und winkte, ihm zu folgen. Zu einem alten Baume schritt er hin und hob eine der Wurzeln desselben hoch. Da leuchtete rotes, gediegenes Gold aus der Erde herauf. Jedem der Leute gab Curu ein Stück, wohl etliche Kilogramm schwer: „Nehmt! Dies ist die Probe. Wollt ihr später einmal mehr, so sprecht zu niemand davon. Kehrt still zurück und in Bom Fim werde ich für euch zu finden sein. Jetzt aber auf! Die Sonne neigt sich, und vor Sonnenuntergang müssen wir aus dem Walde heraus sein.“ Vorwärts ging es, wie auf ebenen Straßen und wie ohne Lasten dahin. Auf den kürzesten Wegen langten sie in Bom Fim an, wo Curu sich, nachdem er seinen Lohn empfangen, verabschiedete. Einer der Leute, der den einfachen João Curu betrügen wollte und ihm einen falschen Geldschein gab, fand in seinen Taschen, nachdem sie endlich in Ouro Preto angekommen waren, nichts denn wertlose Kiesel und Glimmer, sowie seinen falschen Kassenschein. Die anderen Männer fanden außer dem Golde und den Edelsteinen in ihren Ranzen das Geld, das sie Curu gegeben, wieder. Die Steine wurden zu Geld gemacht. Froh und glücklich kehrten die Leute in die Heimat zu den Ihren zurück und legten mit dem durch die Güte João Curus – von dem sie erfahren hatten, daß er der mächtige Herr des Waldes, der Curupira, sei – das Fundament zu späterem Reichtum.

Celeste Ribeiro-de-Sousa

Der eine aber, der Curu betrügen wollte, machte sich noch einmal und allein auf, um den geheimnisvollen See, die Gold- und Edelsteinlager wieder zu finden. Er suchte, suchte und fand? – Nicht Edelsteine, nicht Gold, nicht João Curu, sondern nur das traurige Ende so vieler Gold- und Edelsteinsucher – einen jammervollen Hungertod.

Deutsche Quellen:

- Wustrow, Wilhelm. Die Edelsteinsucher. Ein Märchen vom Curupira. In: *Kalender für die Deutschen in Brasilien* (Rotermund - Kalender). São Leopoldo: Rotermund Verlag, 1928, S. 165 - 177.
- Wustrow, Wilhelm. Die Edelsteinsucher. Ein Märchen vom Curupira. In: Corredor, Jefferson (org.). *Wilhelm Wustrow (1854-1941): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2012. On line.

Em português

- Wustrow, Wilhelm. *Os caçadores de pedras preciosas. Um conto sobre o curupira*. Trad. Jefferson Corredor. In: Corredor, Jefferson. *Wilhelm Wustrow (1854-1941): vida e obra*. São Paulo: Instituto Martius-Staden, 2012. On line.

Ende Fim